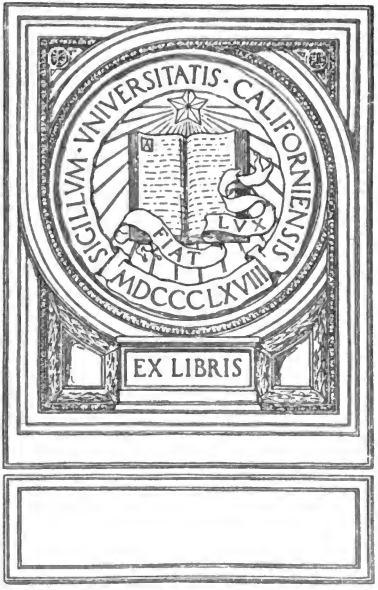
Frohe Jungendtage

Rochus Wilhelm Fraugotl Heinrich Ferdinand ...

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·



Digitized by Google

Frohe Jugendtage.

Lebenserinnerungen.

Kindern und Enkeln erzählt

von

Rochus Freiherrn von Liliencron.

RECENS.-EXPLR.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1902.

Digitized by Google

Frohe Jugendtage.

Lebenserinnerungen.

Digitized by Google

Frohe Jugendtage.

Lebenserinnerungen.

Kindern und Enkeln erzählt

von

Rochus Freiherrn von Liliencron.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1902.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

PT2623
L15R25

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorgeschichten	1
Kinderjahre	32
Anfänge der Humaniora und andere Menschlichkeiten	51
Schöne Zeiten im schönen Plön	67
In Lübeck. Ein Jahr des Übergangs	85
Studienjahre. In Kiel, 1840	104
Studienjahre. In Berlin, 1841	117
Dunkle Wolken. Germanistische Studien	165
Sonnenschein	194

M330409

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorgeschichten.

Acht Jahrzehnte habe ich an mir vorüberziehen lassen, ehe ich mich entschließen mochte, den Wünschen der Meinigen und so mancher lieben Freunde folgend, das, was mir aus den Erlebnissen meiner Zeit des Erinnerns am wertesten schien, niederzuschreiben. Es ist ja gewiß eine an Bewegung reiche, zum Teil durch größte Begebenheiten ausgezeichnete Zeit, die mir zu erleben beschieden war, und eben so gewiß, daß mir auf dem Gange meines Lebens eine ungewöhnlich große Zahl von bedeutenden und merkwürdigen Persönlichkeiten begegnet ist. Im allgemeinen aber gibt uns den Beruf zum Autobiographen nicht das, was uns begegnet, falls nicht unser Erdenwandel eine gar so bunte Robinsonade war, sondern das, was wir zu dem großen Facit der Zeit selbstschaffend beigetragen haben. Darüber täuschen sich manche Autobiographen. Ich aber habe in dem großen Getriebe nicht als Schöpfer, Führer und Leiter gewirkt, sei es auf wissenschaftlichem oder politischem Gebiet, sondern nur als Mitarbeiter und einer unter den Tausenden. Was die, die mir die Feder hier in die Hand gedrückt haben, dazu bewog, ist ihr persönlich-

Digitized by Google

freundschaftlicher Anteil an mir; das fühle ich wohl und sie mag es ja dann auch erfreuen, zu lesen, wie und in welcher Lebensschule ich der ward, der ich bin. Nur muß ich eben deswegen daran festhalten, mir unter denen, zu welchen ich erzählend spreche, meine Nächsten zu denken, vor allen Anderen aber Kinder und Enkel.

Also acht Jahrzehnte; denn wie Kinder und Enkel ja, so gut wie das Kürschnersche Schriftstellerlexikon wissen, geboren bin ich zu Plön in Holstein am 8. Dezember 1820. Es geht mir aber hier, wie der Kleinen, die still in der Ecke saß, während die Gespielen eine selbsterfundene Komödie vom Heiraten spielten. Man fragte, warum sie nicht mitspiele. „Ei ja!" — sagte sie — „ich bin das Baby und warte nur hier, bis ich geboren werde." Ich setze mich also einstweilen still in die Ecke, um von den Eltern und ihrer Herkunft kurz zu berichten.

Unser Stammvater, der erste, der den Namen Liliencron trug, war eine merkwürdige Persönlichkeit. Von Haus aus hieß er Andreas Pauli. Dieses Pauli will nach der damals noch verbreiteten Sitte sagen, daß er der Sohn eines Paul war und dieser wieder nannte sich nach seinem Vater Martin: Paul Martins. Er war ein in der kleinen westwärts von Husum gelegenen Ortschaft Bredstedt angesessener Kaufmann, vermutlich ein nach Ort und Umständen recht wohlhabender Mann, wie sich schon daraus schließen läßt, daß er in die Bredstedter Kirche eine noch erhaltene, sehr fein geschnitzte Kanzel stiftete. Bredstedt gehörte zu jener Zeit zu dem Amte Flensburg, also zu dem königlichen Anteil der Herzogtümer, während das nahe angrenzende

Digitized by Google

Amt Husum, dem Bredstedt heute zugelegt ist, zum herzogl. Gottorpischen Anteil gehörte. Für die emporstrebende Wohlhabenheit der Familie zeugt es auch, daß der Vater seinen am 4. Februar 1630 geborenen Sohn Andreas Pauli die Rechte studieren und danach auf Reisen gehen, ihn, wie man das nannte, le grand tour machen ließ, um Weltkenntnis und weltmännischen Schliff zu erlangen.

Der Schluß der Reise führte ihn im Jahre 1654, also im Alter von 24 Jahren, nach Regensburg, dem Sitze des deutschen Reichstages. Der tatsächlich höchst ohnmächtige Reichstag war zwar nicht wirklich der Mittelpunkt einer großen deutschen Reichspolitik; eine solche gab es überhaupt nicht, denn was ihren Namen trug war wesentlich kaiserlich österreichische Politik und im übrigen wurden die Fäden an den Höfen und in den Kabinetten der großen und kleinen deutschen Fürsten, geistlicher wie weltlicher, gesponnen. Aber massenhafte Fäden dieses großen und wirren Gewebes liefen doch über Regensburg und so ward dieses ein Sammelplatz der vielen geschäftigen Weber und ihrer zahllosen Emissäre, ein Nest von Intrigen. Was Wunder, wenn strebsame junge Leute, denen es nicht an Lust zum Abenteuern fehlte, sich ebenfalls hier einfanden! Unserm Ahnherrn muß es aber nicht an guten Empfehlungen gemangelt haben, denn es gelang ihm schon am 2. Mai 1654 den deutschen Reichsadel zu erhalten. Ob nun dahinter die Empfehlung des dänischen Königs oder des Herzogs von Gottorp, oder gar die des Königs von Schweden steckte, läßt sich nicht sagen. Auf die letzteren beiden leitet der Umstand, daß wir unsern Ahnherrn schon nach fünf Jahren in

Digitized by Google

verhältnismäßig hohem Amt in schwedischen Diensten wiederfinden. Man muß sich, um dies zu begreifen, der eigentümlichen politischen Zustände erinnern, welche damals in Schleswig-Holstein bestanden. Die Herzogtümer bildeten zusammen einen politischen Körper, obwohl Holstein von Alters her ein deutsches, Schleswig dagegen ein dänisches Lehen war. Es herrschte in ihnen das oldenburgische Gesamthaus und sie waren infolgedessen zu der Zeit, von der hier die Rede ist, in drei Portionen dergestalt geteilt, daß jede derselben Stücke von Schleswig und Stücke von Holstein befaßte. Im ersten Anteil herrschte der Herzog von Gottorp mit dem Sitz auf Schloß Gottorp; im zweiten der König von Dänemark als Haupt der ältern königlichen Linie; im dritten, unter dem Namen der jüngern königlichen Linie, die Nachkommen Herzogs Johann des Jüngern, eines Bruders König Friedrichs I. von Dänemark. Diese dritte Linie regierender Herren hatte aber nicht volle Hoheitsrechte. Es war eine sogenannte paragierte Linie, deren Länderbesitz nicht viel mehr als Großgrundbesitz bedeutete und geradezu als ein Vermögensobjekt behandelt wurde. Damit hängt es zusammen, daß, während die beiden ersten Anteile unter der souveränen Herrschaft des Herzogs von Gottorp und des Königs von Dänemark stets ungeteilt blieben, der Länderanteil Johanns des Jüngern schon unter seinen Söhnen und später noch weiter in zahlreiche Linien verteilt ward. Es existieren deren heute noch zwei: die Augustenburger und die Glücksburger.

Es begreift sich danach, daß um 1650 in den Herzogtümern trotz der Dreiteilung nicht drei, sondern nur zwei

Digitized by Google

politische Parteien, die Gottorper herzogliche und die königliche neben einander standen. Königlicherseits verfolgte man längst zwei Hauptziele: einerseits das, die Teilbesitze der kleinen paragierten Seitenlinien auf eine oder die andere Weise wieder an die Krone zu bringen, um dadurch die Machtstellung der Krone in den Herzogtümern zu stärken; andererseits aber das, Schleswig aus der auf den Verträgen beruhenden Verbindung mit Holstein zu lösen, um es schließlich in Dänemark selbst zu inkorporieren. Die Herzöge von Gottorp waren natürlicherweise die geborenen Gegner dieser Bestrebungen. Der dänischen Krone gegenüber waren sie die schwächere Macht. Sie glaubten sich nun durch auswärtige Bündnisse in eine höhere politische Stellung bringen zu können und hierbei wiesen alle Verhältnisse sie auf Schweden hin. Stand doch schon in diesem Augenblick Schweden unter Karl X. im Kriege mit Dänemark. Unter solchem Gesichtspunkt ist es aufzufassen, daß gerade jetzt eine Familienverbindung zwischen Gottorp und Stockholm geschlossen ward. In eben dem Jahre, in dem unser Ahnherr in Regensburg geadelt ward, 1654, vermählte sich Eleonore, die Tochter Herzog Friedrichs III. von Gottorp mit dem Sohne des Königs von Schweden. Daß die politische Bedeutung dieser Heirat schwedische und gottorpische sogut wie dänische Sendlinge nach Regensburg führte, steht außer jedem Zweifel. Die Annahme liegt nahe, daß auch unseres Ahnherrn Schiffchen in dieses Fahrwasser geriet, und daß eben diese Strömungen es waren, welche ihn zunächst über Gottorp in schwedische Dienste brachten.

Die schwedische Armee war siegreich gegen die Dänen

Digitized by Google

durch die Herzogtümer bis nach Fünen gedrungen, wobei ihr offenbar die befreundete Stellung des gottorpischen Hofes in hohem Maße zu statten kam, wenn auch äußerlich Gottorp sich neutral verhielt. In Fünen aber sahen sich die Schweden durch die dänische Armee festgehalten und zogen sich in die kleine Festung Nyborg zurück, wo sie eingeschlossen wurden. Den Dänen kam eine holländische Flotte unter de Ruyter zu Hilfe. Am 14. November 1659 kam es zur entscheidenden Schlacht; die schwedische Armee mußte kapitulieren. Die Dänen wurden hierbei von einem Deutschen geführt, dem Generalfeldmarschall von Eberstein. Aus den erst neuerlich veröffentlichten Papieren dieses Generals ersieht man, daß sich unter den kapitulierenden Schweden auch Andreas Pauli von Liliencron als Regimentsquartiermeister befand. Als er dem General vorgeführt wurde, machte ihm dieser die freundliche Bemerkung: er verdiene den Tod, weil er gegen seinen Landesherrn gekämpft habe. Dabei muß nun doch als mildernder Umstand bemerkt werden, daß, wenngleich Bredstedt, seine Vaterstadt, königlichen Anteils war, er sich doch nur in dem nächsten Amte, Husum, niederzulassen brauchte (was vielleicht geschehen war), um unter dem gottorpischen Landesvater zu stehen. Jedenfalls faßte man auch in Kopenhagen, wohin unser Ahnherr, vermutlich zunächst als Gefangener, gebracht wurde, die Sache nicht so hitzig auf wie der General. Denn kaum zwei Jahre später ward Liliencron mit einer Mission an den kaiserlichen Hof in Wien geschickt, einer Mission, die sich, wenigstens in ihrem weitern Verlauf, als von ebenso wichtiger wie vertraulicher Art erweist. Er muß also sehr schnell in Kopenhagen Gelegenheit ge-

Digitized by Google

funden haben, seine nicht gewöhnliche Brauchbarkeit zu betätigen. Es hatte sich nämlich die Aussicht eröffnet, auf dem Wege der vorhin angedeuteten Reunionspolitik einen wichtigen Fortschritt zu machen, indem die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst an die Krone gebracht wurden. Diese höchst verwickelte und an vielerlei Fäden hängende Angelegenheit im Einzelnen zu erklären, würde hier zu weit führen, ist auch nicht nötig. Sie zu gutem Ende zu bringen bedurfte großer Vorsicht und diplomatischen Geschickes. Da aber die hierbei in Betracht kommenden plönischen Lande innerhalb des Herzogtums Holstein lagen, war es von besonderer Wichtigkeit, die Unterstützung des kaiserlichen Hofes zu sichern. So wurde unter den jahrelangen Verhandlungen, die darüber hingingen, Wien nun zu Liliencrons dauerndem Sitz, und er stieg hier von Ehren zu Ehren bis zum residierenden Minister des Königs von Dänemark am kaiserlichen Hofe. Schon 1665 ward er in den dänischen Adel erhoben; 1673 erteilte ihm Kaiser Leopold das Patent des deutschen Reichsfreiherrn, wobei das „tapfer verbesserte“ neue Wappen besondere Zeichen kaiserlicher Gunst enthielt. Die Verbindung Oldenburgs mit dem königlichen Anteil der Herzogtümer ward endlich erreicht, offenbar hauptsächlich durch Liliencrons geschickte Behandlung der Sache. Auch fehlte es nicht an königlicher Dankbarkeit, als er darauf in die Herzogtümer zurückkehrte. Wir wissen zwar über seine amtliche Tätigkeit weiter nichts, finden nur, daß er am Schlusse seines Lebens dänischer Reichsrat und Kanzler der Herzogtümer mit dem Range eines Staatsministers war. Er starb am 22. August 1700.

Digitized by Google

Er hatte sich inzwischen 1680 mit der damals 22 jährigen Elisabeth van de Wiele verheiratet, die von ihrem noch im selben Jahre verstorbenen Vater ihm das im nordöstlichen Jütland gelegene säkularisierte Mariager Kloster zubrachte. Liliencron selbst mag von seinem Vater ein ansehnliches Vermögen geerbt und dasselbe in seiner glänzenden Laufbahn vermehrt haben. Männern von seiner Art pflegte es nicht an reichen „Presenten" seitens derer zu fehlen, denen ihre Gunst erwünscht war. Jedenfalls finden wir ihn jetzt als Eigentümer eines schönen Grundbesitzes: Wulfshagen zwischen Eckernförde und Kiel, Putlos, Mariager Kloster und Storhammer. Auf dem schönen Wulfshagen steht noch heute das ansehnliche, von ihm gebaute Herrenhaus, und die Tradition des Hauses behauptet, daß der gemalte Fries eines der Zimmer in den Gestalten einer Schäferidylle unsern Ahnherrn und seine Gattin darstelle. An der Gettorfer Kirche, bei der Wulfshagen eingepfarrt ist, befindet sich daher auch das Liliencronsche Erbbegräbnis. Andreas Pauli ist aber nicht dort, sondern im Hamburger Dom beerdigt. Seine Frau überlebte ihn bis zum Jahre 1723. Ihm ist noch bei Lebzeiten die Aufnahme in das Korps der schleswig-holsteinischen Ritterschaft in Aussicht gestellt worden. Die Sache kam aber nicht zur Ausführung, weil, infolge der Kriegsläufte und Wirren all' dieser Jahre, keine ritterschaftlichen Plenarsitzungen berufen werden konnten. Erst 1707 ist, der gegebenen Zusage gemäß, die sogenannte „unbedingte Rezeption" der Familie in die schleswig-holsteinische Ritterschaft erfolgt.

Im Anfang des 18. Jahrhunderts erlag das gottorpi-

Digitized by Google

sche Herzogshaus den Folgen seiner Großmachtspolitik und seiner schwedischen Freundschaft. Der noch junge Herzog Friedrich IV. begleitete Karl XII. von Schweden ins Feld und fiel 1702 in der Schlacht bei Lissa. Für seinen Erben, der noch ein Kind war, trat eine Regentschaft ein. Durch deren unerhört ungeschickte Haltung und schlecht gewahrte Neutralität gewann Dänemark den Anhalt, Gottorp zu besetzen. Die Regentschaft hatte es zwar nicht ausdrücklich genehmigt, aber durch ihre Konnivenz geschehen lassen, daß der schwedische General Steenbock die kleine Festung Tönningen besetzte. Dänemark konnte dies mit Recht als einen Bruch der Neutralität bezeichnen. So war der Anlaß gefunden, in Erfüllung des lange gehegten Wunsches die herzogliche Linie aus dem Herzogtum Schleswig völlig auszuschließen. Es blieben ihr nur die gottorpischen Besitzungen in Holstein mit der Hauptstadt Kiel. Persönlich freilich wurden die Gottorper Herzöge für diesen Verlust glänzend entschädigt, indem der junge Herzog sich mit der Kaiserin Anna, der Tochter Peters des Großen, verlobte und somit das Geschlecht in ihm den russischen Thron bestieg. Daher trug die Kieler Regierung den Namen der großfürstlichen. Das ist auch die Bezeichnung, die wir in den Titeln unserer Vorfahren im 18. Jahrhundert finden.

Auf unsern Ahnherrn sind bisher sieben Generationen gefolgt. In die vierte gehört mein Vater, in die fünfte ich selbst, in die sechste meine Kinder, in die siebente meine Enkel. Die drei ersten Generationen gehören noch ganz dem 18. Jahrhundert an. Sie gewähren bis an den Beginn der dritten das Bild einer starken Ausbreitung der Familie.

Digitized by Google

Die hervortretenden Mitglieder finden wir in vornehmen Stellungen, zugleich als wohlhabende Grundbesitzer. Die männlichen wie die weiblichen Mitglieder der Familie verbinden sich durch Heirat mit den Familien der Ritterschaft. Wir finden hier die v. Rumohr, v. Rantzau, v. Thienen, die gräfliche und die freiherrliche Brockdorffsche Familie, die Buchwaldt, Ahlefeldt und Fersenn. Zugleich erkennen wir den wachsenden Wohlstand der Familie in einer Reihe schöner Güter, die in ihrem Besitze erscheinen. Der jütische Besitz ward wohl bald verkauft; ich finde ihn später nicht mehr genannt. Aber in der ersten Generation findet sich neben Wulfshagen und Putlos auch Weißenhaus; in der zweiten: Seheſtedt, Mehlbeck, Nehmten, Hütten, Schwartenbeck, Bülck, Schiernau und Grünhorst. Dann aber schon innerhalb der zweiten und mit dem Beginn der dritten Generation geht dies alles wieder verloren. Es nimmt sich aus wie eine Katastrophe, ohne es doch zu sein; soweit sich erkennen läßt, ist das so rasch angewachsene Gesamtvermögen zum Teil durch zu großen Luxus und Mangel an Wirtschaftlichkeit verloren gegangen, zum Teil aber auch in wüster Weise verschleudert. Als mein Vater und sein älterer Bruder — sie waren die einzig Überlebenden des ganzen Geschlechtes — in die Erbschaft der Familie eintraten, bestand diese Erbschaft nur noch in den inzwischen gestifteten Fideikommissen: dem Schwartenbecker und dem Ehrencronschen und einer Summe baren Geldes, welche unter die beiden Knaben geteilt wurde.

Schon einmal, am Schlusse der zweiten Generation, war das bis dahin so zahlreiche Geschlecht auf zwei Häupter

Digitized by Google

zurückgegangen, die beiden Söhne des Geheimrats Andreas auf Sehestedt. Und diese zwei Häupter reduzierten sich selbst auf eines. Der ältere nämlich, Claus Christoph, geb. 1740, ging, vermutlich nach Verschleuderung eines erheblichen Teiles des noch vorhandenen Vermögens, gänzlich über Bord. Mein Vater, der sich bis zu seinem Tode eines ungewöhnlich starken und sichern Gedächtnisses erfreute, hat mir hierüber folgendes erzählt, was ich in seinen eigenen Worten niederschrieb:

„Ein Bruder meines Vaters", so erzählte er, „der bereits Landgerichtsrat in Schleswig war, heiratete eine Apfelhökerin, wurde katholisch und hat, Gott weiß wie lange!, kümmerlich in Sachsen als Sprachlehrer gelebt. Als ich in Itzehoe auf der Schule war, kam er, zu Fuße reisend, um noch einmal die Mitglieder der Familie zu sehen. Als er zu meiner Mutter kam, die damals in Eckernförde lebte, sagte sie ihm, indem sie ihm auf der Treppe entgegenkam: „Dites que vous êtes le marchand Pauli" — man hielt es damals nicht für anständig, einen zu Fuße reisenden Verwandten zu haben." Die kleine Begebenheit dürfte ins Jahr 1793 fallen; nach einer andern mir vorliegenden Notiz ist dieser Claus Christoph 1795 in Böhmen gestorben. So war also von der ganzen ersten und zweiten Generation als dritte nur noch ein Einziger vorhanden, Friedrich Christian, geb. 1745, gest. (nach der Angabe meines Vaters) 1803, und dieser Einzige war — ein unglücklicher geisteskranker Geselle! Seine Gattin, meine Großmutter, war, wie auch seine Mutter, eine geborene v. Thienen, Sophie Elisabeth. Sein Vater, der Sehestedt besaß und bewohnte, hatte ihm den

Digitized by Google

nahe gelegenen Meierhof Grünhorst übergeben; nach dem 1782 erfolgten Tode des Vaters blieb die Witwe auf Sehestedt wohnen. Mein Vater hat mir gelegentlich erzählt, daß es bei seinem Großvater Andreas noch in altmodischer Vornehmheit recht opulent hergegangen sei, namentlich habe seine Großmutter sich darin gefallen, großen Aufwand zu machen. So habe sie es z. B. geliebt, Tafelmusik zu halten und reisende Musikbanden dafür engagiert. Ihr Gatte habe gelegentlich unmutig geäußert: „Die Kerls werden uns noch die Fettaugen von der Suppe wegblasen.“ Und sie haben sie offenbar leider wirklich weggeblasen! Das ganze Vermögen ging, als Andreas 1782 starb, mit unaufhaltbaren Schritten dem Verfall entgegen. Der arme überlebende Sohn war nicht dazu angetan, das Unglück aufzuhalten. Er sah vielmehr bald seine Mutter und sich selbst in so bedrohliche Geldgeschäfte verwickelt, daß seine schon krankhafte Hypochondrie sich zu der fixen Idee steigerte, er könne sich und die Seinen nicht mehr ernähren. Das führte zu einer traurigen Katastrophe, es muß schon 1783 oder 1784 gewesen sein. Ich schrieb meinem Vater folgende Erzählung davon nach:

„Es muß mit meinem Vater längst nicht ganz richtig gewesen sein; ich erinnere mich, als ob er uns alle einmal bei Tische habe vergiften wollen. Jemand ward nach der Suppe krank, da hieß es denn so. Wenn er mich und meinen Bruder mit irgend etwas traktieren wollte oder uns auf sein Zimmer nahm, wurde immer ängstlich aufgepaßt. Einmal wollte er sich, im Begriffe, zur Ordnung von Geldgeschäften nach Kiel zu fahren, das Leben nehmen,

Digitized by Google

ich erinnere mich nicht wie. Mein Bruder war ihm aber nachgeschlichen und erhob ein Geschrei, welches die Mutter herbeirief. Damals wurde eben (an Seheſtedt vorüber) der Kanal gebaut. Nun fuhr jeden Morgen ein von Grünhorst kommender Knecht, der von dort den Kanalarbeitern die Milch brachte, an den Fenstern meiner Großmutter vorüber. Dieser machte eines Tages vertraulich die Mitteilung, mein Vater habe ihm gesagt: ‚Wat schall ick di gewen, wenn du mi di Olle dotschütst?‘ Man hat mir oft gesagt, daß weder der Knecht noch mein Vater es je wirklich würden ausgeführt haben, aber gesagt hat es wohl mein Vater in einem Zustande von Aufregung. Meine Großmutter verlor den Kopf; sie schrieb an den Kanzler Jüchert, Präsidenten des ritterschaftlichen Landgerichts in Schleswig, einen Freund der Familie. Ein Leutnant wurde zu Wagen geschickt, um meinen Vater aufzuheben. Man warnte aber zugleich meinen Vater, ja, noch im letzten Augenblicke beschwor ihn meine Mutter durch den Garten und ein nahes Gehölz nach Lindau zu entfliehen und von da über Hamburg nach Holland zu gehen. Mein Vater sah aber darin nur den Versuch, sich seiner zu entledigen und weigerte sich. So mußte es gehen, wie es kam!

Mein Vater wurde in vierspänniger Kutsche nach Schleswig gebracht, wo man ihn auf die Hauptwache führte. Als er vor das Landgericht zum Verhör gerufen ward, ließ er den Kanzler um eine vorherige Unterredung bitten, die ihm gewährt ward. ‚Sagen Sie mir als Freund,‘ so fragte er den Kanzler, ‚was ist besser für mich, wenn ich leugne, oder wenn ich bekenne?‘ Jüchert verließ ihn ohne Antwort,

Digitized by Google

referierte, in die Sitzung zurückgekehrt, das Geschehene mit dem Bemerken, die Frage, die der Verhaftete ihm getan, beweise ja klar genug, daß er gestörten Geistes sei; eines weitern Verhörs bedürfe es kaum. Ohne Zweifel aber sei er in seinem Zustande gemeingefährlich; deswegen möge das Landgericht veranlassen, daß er nach Munkholm[1]) gebracht und unter Bewachung gehalten werde. Es geschah so, nachdem die Verhöre die Richtigkeit aller Tatsachen bestätigt hatten, und mein armer Vater blieb fast 20 Jahre auf Munkholm; dann wurde auf seinen Wunsch die Erlaubnis erwirkt, daß er nach Bornholm übersiedeln dürfe. Auf dem Wege dahin aber starb er 1803, und zwar in Kopenhagen, wo das Schiff, auf dem er die Überfahrt machte, des Eises wegen liegen blieb. Nach Vaters Verhaftung brachte man uns beide Kinder gleich nach Celle, damit wir von alledem nichts hörten. Auch wir Kinder reisten vornehm dahin in vierspänniger Karosse."

Soweit die Erzählung meines Vaters[2]).

So ließ man damals den unglücklichen Irrsinnigen, indem man ihn lebenslänglich in der Festung einsperrte, vor

[1]) Munkholm war ein befestigter Platz auf einer kleinen Insel.

[2]) Nachdem ich Obiges längst niedergeschrieben hatte, fielen mir ganz durch Zufall die Originale der landgerichtlichen Protokolle über die Begebenheit in die Hand. Sie befinden sich im gräflich Brockdorff-Ahlefeldtschen Archiv auf Aschenberg. Sie bestätigen vollständig das, was mein Vater berichtete, ein Beweis, wie merkwürdig treu sein Gedächtnis bis in seine Kinderzeit zurückreichte. Ich habe an obiger Erzählung danach nichts zu berichtigen. Ich will nur noch bemerken, daß sämtliche Einzelheiten der Verhöre und die unumwundenen Bekenntnisse des Schuldigen keinem Psychiater von heute den geringsten Zweifel über seinen gestörten Geisteszustand lassen würden.

Digitized by Google

der Welt als Verbrecher erscheinen. Heute ist man eher auf dem gefährlichen Wege, den Verbrecher ins Irrenhaus zu retten.

Die Güter Sehestedt und Grünhorst mußten 1788 verkauft werden. Meine Großmutter zog erst nach Eckernförde, dann nach Kiel, wo sie 1803 an den Folgen eines im Zimmer getanen Falles starb.

Mein Vater kam also mit seinem ältern Bruder auf die Ritterakademie in Celle und später auf eine Schule in Itzehoe; näheres darüber weiß ich nicht. 1803, damals also 26 Jahre alt, war er Leutnant im Kieler Jägerkorps; dort hatte er Freundschaft geschlossen mit einem jungen Grafen Nikolaus Luckner.

Der bekannte französische maréchal de camp Luckner hatte, als er sich nach dem Hubertusburger Frieden zeitweilig ins Privatleben zurückzog, die während des Krieges gesammelten Schätze zum Ankauf von Gütern in Holstein verwandt: Blumendorf, Schulenburg, Depenau und andere. So war das Kind des bayrischen Waldes — denn er stammte aus Cham — nach Dänemark verschlagen. Später in französische Dienste getreten, bis zum Feldmarschall und Kommandierenden der Nordarmee avanciert, nach dem unglücklichen Feldzuge von 1793 aber unter schweren Anklagen seiner Stellung enthoben, zog er sich auf seine holsteinischen Güter zurück. Er beging jedoch die verwegene Unvorsichtigkeit, nach Paris zu reisen, um große Geldforderungen gegen das dortige Regiment geltend zu machen. Man fand es einfacher und billiger, ihn unter der Anklage des Hochverrats auf dem Grèveplatz am 4. Januar 1794 zu guillotinieren. Er starb

Digitized by Google

mit dem kaltblütigen Mute des alten Soldaten. Von seinen zwei Söhnen nun, deren jeden er mit einem bedeutenden Güter-Fideikommiß bedachte, war der ältere, Graf Nikolaus, mein mütterlicher Großvater. Verheiratet mit Komtesse Adamine Moltke und gesegnet mit Kindern, lebte er 1803 — eben zur Zeit, von der hier die Rede ist — auf Blumendorf, in der Nähe von Oldesloe, und zwar auf recht großem Fuße und in reicher häuslicher Geselligkeit. Sein ältester Sohn Colla (Nikolaus), der eben genannte Jugendfreund meines Vaters, hatte sich in große Schulden gestürzt, sodaß der Vater sich von ihm loszusagen drohte. Mein Vater schlug sich für den Freund ins Mittel, und als es ihm glückte, eine Aussöhnung zu erwirken, bestand Colla Luckner darauf, ihm eine seiner Schwestern zur Frau zu verschaffen. Meinem Vater erschien dies offenbar als ein sehr annehmenswerter Dank. Auch Luckners Eltern waren mit dem Schwiegersohn zufrieden, falls es auch die Tochter Julie sei. Sie ward also gerufen und erschien mit der Puppe auf dem Arme, von der sie sich noch nicht getrennt hatte. Sie war eben 15 Jahre alt. (Ein Miniaturbild aus der Zeit zeigt ein allerliebstes Backfischchen.) Als sie erfuhr, um was es sich handelte, wollte sie sich erschrocken diesem unerwarteten Angriff durch die Flucht entziehen. Der Bruder aber packte sie und sagte: „Halt, Julie, du gehst jetzt ins Nebenzimmer und hast zehn Minuten Zeit zum Überlegen, dann kommst du zurück! Wenn du lachst, so heißt das: Ja! wenn du weinst, so ist es nichts damit.“ Sie ging, beschloß ernstlich nein zu sagen und trat mit dem entsprechenden Gesicht in die Tür. Dann aber kam ihr die Sache so

Digitized by Google

äußerst komisch vor, daß sie in Lachen herausplatzte. Damit war sie Braut; ehe es aber offiziell erklärt wurde, mußte sie erst konfirmiert werden. Nicht lange Zeit darauf — es war am 4. Oktober 1804 und der Bräutigam-Leutnant eben anwesend — befahl die Frau Mama ihr vor Tisch, ihr weißgesticktes Konfirmationskleid anzuziehen. Als sie, ahnungslos, um was es sich handle, darin erschien, war der Geistliche zur Stelle, und ehe man sich an die Suppe setzte, war die Komtesse Julie zur Baronin Liliencron geworden. Meine Frau Großmutter Luckner war eine sehr resolute und kurz angebundene Frau, und ihr Herr Gemahl war klug genug, nie klüger sein zu wollen als sie. So kindlich, fast muß man sagen kindisch, wurde diese Ehe geschlossen, und dennoch wurde es eine Ehe des reichsten Segens voll. Den Mann, den sie nur heiratete, weil sie das Lachen nicht hatte lassen können, hat sie mit der tiefsten und zärtlichsten Liebe geliebt bis sie ihm die Augen zudrückte. Das Kind, als das sie in die Ehe trat, ging schwereren Schicksalen und Trübnissen entgegen, als sie in jenen fröhlichen Tagen ahnen konnte, aber sie blieb bis zu ihrem letzten Lebenshauch die kindlich reine Seele, die sich durch alles, auch das Schwerste, mit starkem Mute hindurchkämpfte, weil sie alles als aus Gottes Hand kommend trug und ertrug und in allen Dingen die höchste Kraft einzusetzen hatte, mit der Gott das Menschenherz ausgestattet hat: die Kraft der Liebe!

Der äußere Sonnenschein und Glanz, mit dem diese Ehe so sorglos begann, dauerte nur sehr kurze Zeit. Durch seine energische Schwiegermutter bestimmt, hatte mein Vater das zum Lucknerschen Gute Schulenburg als Meierhof ge-

Digitized by Google

hörende Gut Krumbeck gekauft und verließ nun den Militärdienst, um sich mit der jungen Frau da niederzulassen.

Als nach der Hochzeit die junge, dem Ehemann gegenüber noch sehr schüchterne Frau ihm in diese Einsamkeit folgte, hatte der, in moralischen Dingen durchaus nicht skrupulöse Bruder Colla einen Verwalter von Blumendorf dahin empfohlen, obgleich er wußte, daß meine Mutter früher für ihn eine erste jugendliche, seinerseits wohl weniger harmlos erwiderte Neigung gehegt hatte. Als kurz nach der Verheiratung mein Vater eines Tages in Geschäften abwesend war und meine Mutter allein im Garten ging, überfiel der Verwalter sie mit einer Liebeserklärung. Tief entrüstet über eine derartige Beleidigung, wartete sie nur die Rückkehr meines Vaters ab, um ihm alles mitzuteilen. Die Folge war nicht nur die selbstverständliche, sofortige Entlassung des mehr wie ungetreuen Verwalters, sondern sie ward eine viel tiefere: die Kälte des Fremdseins wich mit einem Schlage der Wärme des Vertrauens, aus dem sich die tiefe gegenseitige Liebe aufbaute, die durch ein zweiundvierzigjähriges Zusammenleben nur immer fester und inniger wurde.

Es ist ganz charakteristisch für meine Mutter, daß sie diese kleine stets verschwiegene Begebenheit erst in ihrem hohen Alter ihrer geliebten Schwiegertochter, meiner Frau, anvertraut hat.

Aber die Krumbecker Idylle war von kurzer Dauer: eine große öffentliche Katastrophe riß sie mit sich fort. Ob meinem Vater von seinem elterlichen Vermögen nach dem Verkaufe von Sehestedt u. s. w. noch etwas übrig geblieben

Digitized by Google

war, ob er von seiner Mutter überhaupt etwas geerbt hatte, ist mir nicht bekannt. Trotzdem war in diesem Augenblick seine finanzielle Lage nicht schlecht, denn ihm war jetzt die eine Hälfte des Ehrencronschen Fideikommisses zugefallen, und außerdem hatte er, wie schon erwähnt, durch das Testament seines Großonkels Ernst Siegfried Liliencron eine recht erhebliche Barsumme erhalten. Vermutlich ist gerade für diese das Gut angekauft worden. So ging denn auch eben dieses Geld verloren, als nach ganz kurzer Zeit der neue Gutsherr seine Zahlungsunfähigkeit erklären mußte. Gewiß war er nichts weniger als ein fähiger Landmann, hatte vielleicht auch das Gut unverhältnismäßig hoch bezahlt. Aber eben in diesem Augenblick brach über Dänemark jene große Finanzkrise herein, die zum Staatsbankerott führte und zahllose Menschen schwer geschädigt, viele in den Ruin gebracht hat. Das Papiergeld, in dem der Staat zahlte, sank tiefer und tiefer bis auf ein Minimum seines Nennwertes herab. Der Kredit war nach allen Seiten hin vollkommen erschüttert. Mein Vater hätte sich, wenigstens teilweise, herausziehen können, wenn er seine Schuld in wertlosen Staatspapieren hätte zahlen wollen. Kein Gesetz schützte den Gläubiger dagegen; aber schlichte und unbedingte Rechtlichkeit war ein Grundzug im Wesen meines Vaters. Er hätte auch seinen Verlust mindern und die Sache glatt abtun können, wenn er einfach Konkurs erklärt und Krumbeck hingegeben hätte. Das aber hielt er, in damaligen Anschauungen befangen, eines Mannes von guter Familie nicht für würdig; er traf vielmehr mit seinen Gläubigern ein Abkommen. Es blieb, nachdem Krumbeck verschleudert

Digitized by Google

war, wie das in jenem Augenblick nicht anders sein konnte, noch eine Summe von 144 000 Mk. heutigen Geldes zu decken. Vater übernahm die Verpflichtung, hiervon, solange er lebe, jährlich 3 600 Mk. abzuzahlen. Und er hat gelebt, bis die ganze Schuld abgetragen war; gerade im Januar seines Todesjahres 1846 ist die letzte Rate ausgezahlt worden. Nobel und mit reinen Händen ging er wahrlich aus dieser Katastrophe hervor, aber freilich hatte er auch sich für immer in die Lage gesetzt, mit den Seinen in den allerbescheidensten Umständen zu leben. Das elterliche Haus hat bis zuletzt, obwohl später ja die finanzielle Lage sich besserte, in Ausstattung und ganzer Lebensführung ein höchst bescheidenes Gepräge getragen, daneben aber lag darüber der Sonnenschein guter Menschen; in allen Winkeln herrschte vollendete Ordnung und Sauberkeit. Jeder Gast war stets willkommen, wenn er genügsam an dem teilnehmen wollte, was das Haus bot. Für uns Söhne, deren im Augenblick der Katastrophe noch keiner geboren war, mag es ja äußerlich für einen schweren Verlust gelten, daß uns, noch ehe wir ins Leben traten, eine solche Beschränkung unseres Daseins auferlegt wurde. Aber wie sollte ich denn nicht zugleich sagen, daß uns ein viel wertvolleres moralisches Erbteil dadurch zufiel! Uns ist nicht das bedenkliche Los in die Wiege gelegt, die Söhne reicher Leute zu sein, die den Fuß nur auf den Erdboden setzen, um zu begehren und zu genießen. Einfachheit und Bescheidenheit, Achtung vor dem Wert des Geldes, Achtung vor dem Verdienst der Arbeit ist uns von klein auf anerzogen und zur andern Natur geworden. Man hat uns früh gelehrt, den Wert des Menschen

Digitized by Google

allein in dem zu sehen, was er moralisch bedeutet und handelnd leistet.

In eben diesem selben Augenblick zog sich aber das längst drohende Kriegswetter über Dänemark immer dichter zusammen; noch zwar behauptete Dänemark in politischer Kurzsichtigkeit seine Neutralität, behauptete sie, bis Napoleon in brutaler Weise seine Armee durch das neutrale Land marschieren ließ, mit dem Hintergedanken, Schweden über Dänemark anzugreifen, während England in noch brutalerer Weise die dänische Kriegsflotte auf der Kopenhagener Rhede teils vernichtete, teils fortschleppte. Unter solchen Umständen lag es doppelt nahe für meinen Vater, wieder in sein Jägerkorps in Kiel zurückzutreten. Dort wurde 1806 am 11. April der erste Sohn, mein ältester Bruder Fritz, geboren. Mein Vater blieb aber nicht in der Front, sondern wurde gleich Adjutant des kommandierenden Generals v. Ewald, der aus hessischen Diensten in dänische berufen war. Ewald starb im Juni 1813; mit seiner Familie blieben meine Eltern zeitlebens in den herzlichsten Beziehungen. Sein Sohn war später Generaladjutant König Christians VIII.; sein Schwiegersohn, General v. Bardenfleth, ward, wenn ich nicht irre, Chef des dänischen Militärerziehungswesens. Diese beiden waren in jener Jugendzeit Vaters Kameraden als Adjutanten des Kommandierenden, erst Ewalds, und dann dessen Nachfolgers, des Prinzen, nachmaligen Landgrafen Friedrichs von Hessen. In dieser Stellung ist mein Vater geblieben bis zum Kieler Frieden im Januar 1814. Kriegerischer Ereignisse gabs dabei nicht viel; das ganze bestand in Märschen und Umherziehen und

Digitized by Google

ewig wechselnden Winterquartieren. Meine Mutter mußte dieses Wanderleben mitmachen, der zweite Sohn, Ferdinand, wurde den 26. April 1807 in Segeberg geboren.

Nur ein unbedeutendes Scharmützel gab es schon 1806 bei Fackenburg an der lübeckschen Grenze, noch zur Zeit der Neutralität, als nach der Schlacht bei Jena Blücher sich mit seinem Korps nach Lübeck hineinwarf. Auch als Napoleon später Dänemark das französische Bündnis aufgezwungen hatte, kam es zu keinen kriegerischen Ereignissen, nur eines ist mir aus Vaters Erzählungen in der Erinnerung geblieben, daß er nämlich 1809 mit einem dänischen Korps bei der gegen Schill und Stralsund vorgehenden holländisch-französischen Armee zugegen war. Unmittelbar nach Übergabe der Festung ward er als Parlamentär hineingeschickt. Er fand und sah hier Schill noch in seinem Blute auf der Straße liegen; für ihn war Schill nur der Feind und Abenteurer. Von irgend welchen deutschen Empfindungen konnte für ihn und die Kreise, in denen er lebte, keine Rede sein. Er bekam damals einen holländischen Orden, der später, nachdem er ihm selbst durch das Kreuz der französischen Ehrenlegion ersetzt worden war, mir bei meinen frühesten theatralischen Versuchen zu angemessener Darstellung von Königen und Ministern wesentliche Dienste leistete.

Das einzige ernstere Gefecht innerhalb der Herzogtümer fand ganz am Schluß des Krieges statt. Ich muß aber ein Stückchen unserer Familiengeschichte vorausschicken, um die Lage der Eltern zu erklären.

Daß Vater, seit Ewalds Tode, in die Adjutantur des neuen Kommandierenden, des Prinzen von Hessen, ver-

Digitized by Google

setzt war, habe ich erwähnt. Der Prinz war ein Sohn des recht originellen und geistig nicht unbegabten Landgrafen Karl von Hessen, eines Schwiegersohnes von König Friedrich V. von Dänemark und seinerseits der Schwiegervater König Friedrichs VI. von Dänemark, dessen Schwager also Prinz Friedrich war. Es knüpfte sich hieran für meinen Vater noch eine persönliche Beziehung, die ihm fürs ganze Leben eine sehr teure ward. Eine Tochter des Landgrafen Karl nämlich ward dem jungen Herzoge von Holstein-Beck vermählt, der bei seiner Rückkehr in die Herzogtümer den Titel der erloschenen Glücksburger Linie erhalten hatte. Der junge Herzog tat ebenfalls Adjutantendienste bei seinem Schwager und schloß hier eine warme Freundschaft mit meinem Vater, welche dieser, als der Herzog schon in jüngeren Jahren gestorben war, auf das ganze Glücksburger Haus übertrug.

Da die Damen in die lang ausgedehnten Winterquartiere dieser Jahre ihren Gatten folgen durften, so hatte schon unter dem verwitweten General Ewald meine Mutter es übernehmen müssen, im Hause des Kommandierenden die Honneurs zu machen. Dies Verhältnis setzte sich auch unter dem Prinzen Friedrich fort; dabei aber kamen meine Eltern in eine sehr eigentümliche Lage.

Ich habe schon öfter des ältern Bruders meines Vaters Erwähnung getan, ohne Näheres über ihn zu berichten; ich kann auch hier nur die äußerlichsten Tatsachen erzählen; weil sie in ihren Folgen in das ganze Schicksal unserer Familie tief eingriffen, muß ich sie erwähnen. Ich selbst weiß aber nicht mehr davon, als ich hier berichte; denn mein Vater war nie zu bewegen, über diese Dinge zu

Digitized by Google

sprechen. Sein Bruder begann, soviel ich weiß, als Gutsbesitzer sein Leben unter recht glänzenden Verhältnissen als der erste Nutznießer des Liliencron-Schwartenbecker Fideikommisses. Verheiratet war er mit einer Baronin Claire v. Brockdorff-Rohlstorff, einer schönen und klugen Dame, einer kecken Reiterin und Jägerin, in älteren Tagen, in denen ich sie noch als stattliche Erscheinung gekannt habe, etwas à la Semiramis. So pflegte sie z. B. in grünem Koller, in Hosen und hohen Stiefeln, als Mann zu Pferde sitzend, auf die Jagd zu reiten. Die Ehe mit meinem Oheim ist aber früh gestört worden. Nach der Geburt einer zweiten Tochter ließ sie sich von ihm scheiden. Gerüchte, die schon früher im Dunkeln umliefen, fanden ihre Bestätigung, als Prinz Friedrich von Hessen in einem der späteren Winterquartiere zu aller Erstaunen die „Baronesse Liliencron" als seine Gemahlin vorstellte. Er hatte sich während des Feldzuges in Norwegen heimlich mit ihr trauen lassen. Trotzdem durfte sie im Hauptquartier nicht offiziell als seine Gemahlin auftreten, weil des Prinzen Vater, der Landgraf Karl, von der ganzen Sache nichts hören noch wissen wollte; König Friedrich VI. von Dänemark hat sie, als zur linken Hand angetraute Gemahlin seines Schwagers, erst etwa zehn Jahre später anerkannt. Sie behielt deswegen auch ganz allgemein den Namen „Baronesse Liliencron" bis zum Tode des Landgrafen Karl, und als die Nachricht von dessen Abscheiden, 1836, durch den ungeduldig erwarteten reitenden Boten von Schleswig nach Rendsburg kam, da lag sie selbst im Sterben.

Es wäre ja seinerzeit für meine Mutter unmöglich

Digitized by Google

gewesen, im Hauptquartier wie bisher als repräsentierende Dame neben ihr zu bleiben, wenn nicht meine Eltern überhaupt zeitlebens mit ihr auf freundschaftlichem Fuße verblieben wären, was sich nur daraus erklären läßt, daß mein Vater in der traurigen Angelegenheit der Scheidung für sie und gegen seinen Bruder Partei genommen hätte. Das haben mir auch seine Entgegnungen auf meine gelegentlichen Fragen bestätigt.

Das Jahr 1813 hatte seinen weltgeschichtlichen Verlauf genommen. Die Schlacht bei Leipzig war geschlagen. Gegen das mit Napoleon verbündete Dänemark drang eine schwedisch-russische Armee in die Herzogtümer ein; die dänische Armee unter dem Prinzen Friedrich, zu längerm Widerstand im offenen Felde zu schwach, wollte, gegen Norden zurückweichend, sich in die Festung Rendsburg werfen. Es gelang aber den Schweden, sich zwischen sie und die Festung zu drängen und ihr die Eiderübergänge bei Seheſtedt zu verlegen. Die Dänen mußten den Versuch wagen, sich durchzuschlagen. Es war in der ersten kalten Dezemberwoche. In demselben Augenblick waren die Damen des Hauptquartiers mit dem Silberzeug und sonstiger Ausrüstung nordwärts nach Eckernförde geflüchtet. Hier aber sahen sie sich von Kosaken umschwärmt, die ihnen den Weg nach Schleswig bereits verlegten, und deren Gefangene sie gewesen wären, sobald die Kosaken entdeckten, wen sie vor sich hatten. Die resolute „Baronesse" fand aber noch ein Loch, durch das sich entschlüpfen ließ. Bei einbrechender Nacht wurden alle Wertsachen in ein Boot gebracht, die Personen folgten in Verkleidungen, meine Mutter als Fischer-

Digitized by Google

frau, mit ihren zwei Söhnchen und einer kleinen inzwischen geborenen Tochter, die sie selbst noch stillte. Man landete glücklich und unbemerkt am nördlichen Ufer der Bucht; hier aber war es unmöglich, gleich Wagen zu erlangen. Die Flüchtenden mußten stundenlang durch die rauhe, kalte Nacht über halbgefrorene Wege im Dunkeln wandern; meine kleine schmächtige Mutter mit dem Kindchen auf dem Arme, dem jüngern Sohn, an ihren Rock sich klammernd; den ältern führte die Tante, bis sie ein größeres Dorf erreichten, wo ohne Gefahr der Entdeckung das nötige Fuhrwerk beschafft werden konnte. So ward beim Morgengrauen das kleine Kappeln am jenseitigen Schleiufer erreicht.

Am 10. Dezember schlug die dänische Armee sich mit Bravour durch die Schweden durch. Mein Vater hielt mit seinem Kommandierenden auf einer Höhe des eigenen alten Liliencronschen Gutes Sehestedt. Rendsburg ward glücklich erreicht; es folgte sogleich ein Waffenstillstand, und schon im Januar 1814 machte der Kieler Friede dem Feldzug und zugleich der ganzen Kriegszeit ein Ende. In Kappeln hatte man den Kanonendonner von Sehestedt her gehört, ohne daß durch den von den Schweden gezogenen Kordon Nachrichten über den Verlauf gedrungen wären. Die Frauen waren in tötlicher Angst um das Schicksal der Ihrigen. In der Stille der Nacht erwachte meine Mutter von den Hufschlägen eines scharf trabenden Pferdes. Mit instinktivem Gefühl, wie man es in solchen Fällen hat, wußte sie: es müßte ihr selbst gelten. Da hörte sie, wie die Stimme meines Vaters jemanden anrief: „Können Sie mir nicht

Digitized by Google

sagen, wo hier die beiden Baroninnen Liliencron wohnen?“ Meine Mutter riß das Fenster auf und rief: „Hier! hier!“, indem sie ihm glückselig die Arme entgegenstreckte.

So zart sie zeitlebens war, hat sie dennoch all' diese schweren Jahre ohne Schaden überstanden. Das kleine Töchterchen aber erlag der Eckernförder Winternacht; es starb bald nachher.

Wie mit dem Schluß der langen Kriegsjahre in den öffentlichen Zuständen, so traten nun auch in den Familienverhältnissen der Eltern durchgreifende Änderungen ein. Dem Wanderleben folgten jetzt ruhig dauernde Wohnsitze. Was die bisher aufgetretenen dramatis personae betrifft, so hauste der alte Landgraf Karl nach wie vor auf Schloß Gottorp in Schleswig; trotz aller Wunderlichkeiten von der Bevölkerung geliebt und geehrt. Für seine Gemahlin kaufte er die Ländereien zusammen, aus denen er das kleine, aber am Schleiufer so lieblich gelegene Fideikommißgut Louisenland bildete, jetzt im Besitz seines glücksburgischen Urenkels. Er war ein großer Mystiker, ein Freimaurer aller Grade, machte auch Gold, nur, daß es niemals Gold werden wollte, sondern nur eine weiße Legierung, die ihn viel Geld kostete. Zwei große Wundertäter des 18. Jahrhunderts, St. Simon und Cagliostro, erfreuten sich seiner Verehrung und ließen zeitweilig ihre Geisterkomödien auf Schloß Gottorp spielen. Dazu scheint es gar wenig zu stimmen, ist aber dennoch so, daß nicht nur er Friedrich den Großen hochschätzte, sondern auch Friedrich der Große ihn gern um sich sah. Er begleitete z. B. den großen König auf dessen letztem unblutigen Feldzug im bayrischen Erbfolgekrieg. Im

Digitized by Google

glücksburgischen Hausarchiv findet sich, als Manuskript gedruckt, ein Tagebuch des Landgrafen über diesen Feldzug. Es nimmt sich lustig genug darin aus, wenn der Landgraf hier und da die strategischen Anordnungen des Königs mit überlegener Kritik bespöttelt. Mit den Sternen stand er auf sehr vertrautem Fuß; er rief wohl seine Kinder oder Enkel zu sich, wenn er weihevoll unter den gestirnten Himmel hinaustrat, damit sie sähen, wie gewisse Sterne, die er als seine Sterne ansah, in Erwiderung seines ehrfurchtvollen Grußes sich vor ihm verneigten. So lebte der alte Herr immer schneckenhafter in seine eigene Welt verschlossen, bis er, 92 Jahre alt, die Augen 1836 schloß, eine Erinnerung alter Tage in fremd gewordener Neuzeit.

Sein Sohn, Prinz Friedrich, nach dem Kriege zum Gouverneur von Rendsburg ernannt, saß dort mit seiner „Baronesse", bis ihm der Vater in Schloß Gottorp das Feld räumte. Ehe er selbst — nunmehr als Landgraf — dorthin übersiedelte, wo sie als legitime Gemahlin an seiner Seite erscheinen sollte, hatte auch sie, wie schon erwähnt, die Augen geschlossen. So ward ihr nur noch die posthume Genugtuung zu Teil, daß das Schild ihres Sarges in der Brockdorffschen Grabkapelle zu Rohlstorff sie als geborene Baronesse Brockdorff, Gemahlin des Landgrafen Friedrich zu Hessen bezeichnet.

Mein Großvater Luckner war mittlerweile königlicher Amtmann zu Travendal geworden und von da als Amtmann nach Plön versetzt. In schönen großen Räumen des linken Schloßflügels hatte er im zweiten Stock seine Dienstwohnung. Unter ihm hauste bis zu seinem 1823 erfolgten

Digitized by Google

Tode der geistesgestörte, aber äußerst harmlose und gutmütige Herzog Peter von Oldenburg in den nach damaligen Begriffen mit fürstlicher Eleganz ausgestatteten Gemächern des ersten Stocks.

Es ist jener Herzog Peter, den in seinen jungen Jahren, 1770—71, der damals ebenfalls noch junge Herder auf der Reise über Darmstadt nach Paris begleitete. Als aber die Reisegesellschaft bis Straßburg gekommen war, gab Herder seine Stellung und die Weiterreise auf, weil sie ihm unerträglich war und er den Ruf nach Bückeburg annahm. Er blieb zunächst in Straßburg, wo er unter den Studenten den jungen Goethe getroffen hatte. Später wollte man den Herzog Peter mit einer Prinzessin von Darmstadt vermählen und er ward hingeschickt, um sich ansehen zu lassen. Unterwegs befiel ihn aber eine solche Angst vor dem ihm zugedachten Glück, daß er seinen Begleitern davonlief. Man fing ihn zwar schnell genug wieder ein, aber die Prinzessin entsagte jetzt ihrerseits dem Glück, den Thron von Oldenburg mit seiner Hand zu erkaufen. Als sich endlich die Unmöglichkeit vollends herausstellte, ihn zum regierenden Herrn zu machen, ging Oldenburg auf die jetzt regierende Linie über und ihm gewährte der König von Dänemark das Plöner Schloß zum Aufenthalt.

Mein vorhin genannter Oheim Liliencron hat bis zum Jahre 1828 gelebt. Er heiratete später eine Frau unter seinem Stande. Die Kinder aus dieser Verbindung waren weder für die ritterschaftlichen Rechte noch für die Liliencronschen Fideikommisse legitimiert. Sein eigenes freies Vermögen war längst dahin; er hatte aber auch das Fidei-

Digitized by Google

kommiß schwer geschädigt. Die Regierung hatte in jener Periode der zerrütteten Staatsfinanzen eine gefährliche Bereitwilligkeit, als Aufsichtsbehörde Privaten die Genehmigung zum Angreifen der Fideikommißgelder zu erteilen.

Mein Vater, um endlich wieder auf das eigene Haus zu kommen, verließ sehr bald, nachdem die Armee wieder auf Friedensfuß gesetzt war, als Major den aktiven Dienst; er ward zum Land- und See-Kriegskommissar, das will sagen, zum Aushebungsbeamten ernannt. Meiner Erinnerung nach waren die Herzogtümer damals in drei Aushebungsdistrikte geteilt; die Territorien dieser Distrikte aber lagen völlig im Gemenge, weshalb es auch den Inhabern dieser Stellen frei stand, ihren Wohnsitz nach Belieben zu wählen. So zogen denn meine Eltern jetzt nach Plön, wie es in jeder Hinsicht nahe lag. Sie fanden ja dort die damals sehr zahlreiche Familie meiner Mutter, fanden in entzückend schöner landschaftlicher Umgebung ein eigentümlich angeregtes und feines geselliges Leben, wozu selbst der kleine Hof des geisteskranken Herzogs das Seinige beitrug, und zu gegebener Zeit konnten die beiden Söhne der dortigen Lateinschule übergeben werden. Das Haus, wo meine Eltern wohnten, steht jetzt nicht mehr; es lag unterhalb des Schlosses, in dem sich jetzt die Kadettenanstalt befindet, am Eingang zu dem schönen Schloßgarten und dem kleinen Palais, in dem gegenwärtig die kaiserlichen Prinzen ihre wissenschaftliche Vorbildung erhalten.

So flossen denn nun nach all der Unruhe sechs bis sieben Jahre meinen Eltern in friedlich-heiterm Leben dahin, Jahre, aus denen ich nichts Erzählenswertes gehört zu haben, mich

Digitized by Google

besinnen kann. Nur eins will ich zur Erinnerung der Meinigen erwähnen. Eine Schwester meiner Mutter, Agnes, war mit dem dänischen Kammerherrn Clauson von Kaas verheiratet. Sie starb, es war innerhalb dieser Jahre, kurz nach der Geburt eines Sohnes. Meine Eltern nahmen den kleinen Konrad zu sich ins Haus; er ward als jüngerer Bruder meiner Brüder mit ihnen erzogen, und so ist er auch mir später mehr Bruder als Vetter gewesen. Das ist der Boden, auf dem unsere für das ganze Leben gebliebene Liebe und Freundschaft zur Familie Kaas erwuchs.

Nun aber bin ich endlich bis an ein Familienereignis gelangt, welches für keinen Menschen auf der ganzen Welt einen so entscheidenden Einfluß gewonnen hat, als für mich selbst. Hier, in dem Plöner Häuschen an der Reitbahn, wurde ich am 8. Dezember des Jahres 1820 geboren. Gott sei's gelobt! so bin ich endlich vorhanden!

Digitized by Google

Kinderjahre.

Ich habe in einem Brief, den ich im Nachlaß meiner Mutter fand, meine Bekanntschaft schon einige Monate vor dem 8. Dezember gemacht, zu einer Zeit, wo ich mich noch nicht darüber geäußert hatte, ob ich als Knabe oder Mädchen in die irdische Laufbahn einzutreten gedächte. Meine Mutter schreibt nämlich an meinen abwesenden Vater: „Kammerherr Witzleben läßt dir sagen, es stehe doch ein kleiner Rochus zu erwarten.“ Dieser Herr v. Witzleben, zum Hofstaat des Herzogs Peter gehörig und ein naher Freund meiner Eltern, hieß nämlich selbst Rochus. Er war also, wie sich hieraus ergibt, für den Fall, den er mit prophetischem Geiste voraussah, zu meinem Paten bestimmt. So wurde ich denn, als es so weit war, Rochus (Wilhelm Traugott Heinrich Ferdinand) getauft, unvorsichtigerweise ohne Rücksicht darauf, daß damals das jetzt längst verschollene Wiener Singspiel: „Rochus Pumpernickel“ das Entzücken aller Welt bildete. In meinen jüngsten Jahren habe ich unter diesem Namensvetter viel zu leiden gehabt. Aber wie alle Leiden, wenn sie recht getragen werden, ihre stählende Kraft haben, so auch dieses: ich mußte mit

Digitized by Google

Pumpernickels Namen ringen, bis er vor meiner Überlegenheit ins Reich der Schatten zurücksank.

Es war mir nicht beschieden, lange an einem Platz zu bleiben; das Wandern war mir in die Wiege gelegt. Schon im Sommer 1821 siedelten meine Eltern von Plön nach dem Gute Dollroth, zwischen Schleswig und Kappeln, über. Ist es da zu verwundern, oder mir zum Vorwurf zu machen, wenn mir ein unruhiger Wandertrieb im Blute steckt, und gar, wenn man das frühere Wanderleben meiner Eltern mit in Betracht zieht!? Meine erste Wärterin war übrigens eine Isländerin, merkwürdig, wenn ich an meine spätere Vorliebe für isländische Studien denke! Sie litt, wie alle Kinder ihres eisigen Landes, an schwerem Heimweh. Als einst auf dem Jahrmarkt ein lebendiger Seehund in einem Waschkübel gezeigt wurde, fiel sie dem naßkalten Geschöpf mit strömenden Tränen um den Hals und küßte es. Da man bekanntlich den Seehunden nachrühmt, daß auch ihnen die Rührung Tränen erpreßt, so haben vermutlich sie beide geweint.

Zu der Übersiedelung nach Dollroth gaben finanzielle Gründe den Anlaß. Das Gut mit dem sehr stattlichen großen Herrenhaus gehörte einem Oberst v. Rumohr; es standen aber Gelder meines Vaters — vermutlich Fideikommißgelder — in dem Gute. Da es nun bei dem fortwährenden Sinken des Wertes und Ertrages der Güter Schwierigkeiten wegen der Zinszahlung gab, so nahm mein Vater das ihm gemachte Angebot an, für die Zinsen seiner Gelder dort zu wohnen. Das Gut liegt $1^1/_2$—2 Stunden von der Mündung der Schlei und von den Städtchen

Digitized by Google

Kappeln und Arnis entfernt, recht mitten in der fruchtbaren Landschaft Angeln. Der Umgebung fehlt es nicht an ländlicher Anmut. Jede Jahreszeit findet Stoff genug, um sich in ihrer Schönheit dem Auge und Gemüt zu zeigen, und innerhalb dieses Rahmens zieht das Menschenleben seine friedlichen Bahnen dahin, in engstem Anschluß an den Kreislauf des Jahres in seinem Wechsel. In der Stille dieses ländlichen Daseins verbrachte ich den größern Teil meiner ersten neun Lebensjahre, meistens mit mir allein. Es fehlte den Eltern nicht an Verkehr mit den umliegenden größeren Gütern oder den Pastoren der Umgegend; Kinder aber, mit denen ich mich hätte im Spielen und Lernen entwickeln können, fanden sich nicht. Ein einziges Mal ward, nachdem ich einen Lehrer bekommen hatte, ein gleichalteriger kleiner Bursche ins Haus aufgenommen, um mit mir erzogen zu werden. Es dauerte aber nur ganz kurze Zeit. Ich habe später erfahren, der arme kleine Kerl sei zu beschränkt gewesen und habe mich im Lernen zurückgehalten. Ich kann mich nicht erinnern, daß der Abschied von ihm mich sonderlich betrübt hätte; ich habe ihn bald völlig aus den Augen verloren. In der Erinnerung ist mir nur zweierlei von ihm geblieben. Wir beiden Buben waren eifrig mit der Bekämpfung der Türken beschäftigt; mag sein, daß einzelne Brocken, die wir aus der Zeitungslektüre aufschnappten, uns mit diesem Philhellenentum erfüllt hatten; besonders blutige Schlachten lieferten wir an den Sommerabenden. Die zahlreichen Kröten, die im Vorgarten des Hauses umherkrochen, hatten zu ihrem Verderben in unserer Phantasie die Gestalt der zu vernichtenden Türken an-

Digitized by Google

genommen. Trägt doch jedes phantasievolle Kind ein gut Teil Don Quixoteschen Wesens in sich! Wir waren zwar die unbestrittenen Sieger in diesem blutigen Kriege; als aber glücklicherweise meine Mutter darüber zukam, wurde unser Heroismus arg gedämpft, und wir mußten lernen, daß in diesem Falle nicht die Türken, sondern wir die Unmenschen waren. — In einem andern Falle rief aber meine Mutter den kleinen Kameraden selbst öfters gegen die Tierwelt auf. Sobald im Hause sich eine Maus zeigte, ward er gerufen; er schlich und schoß wie ein Kater Murr in jeden Winkel und packte unfehlbar die Maus im Genick. Hier war offenbar das Feld seiner eigentümlichen Begabung.

Ganz ohne jugendliche Freunde war ich ja nicht; ich half den Bauernbuben gern Gänse oder Schweine hüten, teilte ihre winterlichen Freuden oder im Sommer ein Vogelschießen mit dem Flitzbogen. Im übrigen aber trieb ich mich immer frisch und fröhlich allein in dieser ländlichen Welt umher, die ich fast unbewußt so schön fand. Nach vielen, vielen Jahren kam ich einmal an dieses Fleckchen Erde zurück; das Entzücken, mit dem ich Feld und Wald, Haus und Garten und alles Einzelne wiedersah, ist mir ein Beweis dafür, wie innig ich mich als Kind mit dieser Natur und dem, was sie im Kleinen Schönes hatte, zusammengelebt habe. Meine Mutter, die eine gute Blumenkennerin war, wollte meine sichtliche Neigung zur Naturbetrachtung benutzen, um mich früh zu einem botanischen Interesse hinzulenken. Das blieb aber ohne jeden Erfolg. Für mich hatte die Natur nur von der ästhetischen Seite

Digitized by Google

Anziehungskraft; daß dies Zeit meines Lebens so geblieben ist, dazu ist in diesen frühen Kinderjahren der Grund gelegt worden. Ganz deutlich steht es vor mir, wie ich mich schon damals mit meinem kleinen Gedankenkreis beschäftigt, tagtäglich lange im Freien umhertreiben konnte, indem ich die unbewußt empfundene Schönheit von Wald und Feld in mein kindisches Sinnen und Denken hineinleuchten ließ. So ist es immer geblieben, und immer im Leben und Alltagsleben bin ich in die freie Natur hinausgelaufen, so oft ich recht guter Gedanken bedurfte oder drückende Rätsel sich mir nicht lösen wollten.

Da die Natur in dieser Weise auf mich wirkte, sollte man denken, es hätte dies auch den Trieb künstlerischer Nachbildung in mir erwecken müssen. Das war aber nicht der Fall; ich habe niemals Geschick zum Zeichnen und Malen gehabt, noch Trieb dazu verspürt. Allerdings hat es in all diesen kindlichen Jahren zu meinen Hauptvergnügungen gehört, schwarze Bilderbogen von der untersten Gattung mit den kühnsten Farben auszustatten. Aber, um die Übereinstimmung mit der Natur kümmerte ich mich wenig, sondern was mich dabei auf das tiefste beschäftigte, das war der Inhalt meiner Bilder: Ritter von allen Gattungen, romantische Burgen, allerlei kleine Geschichtsbilder, kurz der romantische Apparat meiner kindlichen Träumereien. Von jeher hat mich die bildende Kunst in erster Linie durch ihren Inhalt gepackt. Dadurch ist mir sehr früh allerlei Kleines und Großes zugeführt worden. So danke ich z. B. meine erste Bekanntschaft mit Shakespeare diesem meinem Triebe. Es erschien damals in den zwanziger Jahren in Gotha

Digitized by Google

eine ziemlich elende Überſetzung, angefangen von Joſ. Meyer, die immerhin das Verdienſt hatte, die Lektüre des Dichters zum erſtenmal in Deutſchland in weitere Kreiſe zu tragen. Unſerm Hauſe ſtand ein Shakeſpeare damals wunderbar zu Geſicht. Mein Vater hatte wohl höchſtens für den luſtigen Humor des Dichters Auffaſſung. Trotzdem vertrieb er ſich die langen Winterabende mit dieſem „wunderlichen Zeug“, wie er wohl meinte. Daran nun beteiligte ich mich durch die unermüdliche Betrachtung der jämmerlichen Kupferſtiche dieſer Ausgabe, aus denen ich mir allerlei Abenteuerliches herauszuſpinnen wußte. Viel tiefer aber hat ein anderes, ein wirkliches Kunſtwerk ſchon damals auf mich gewirkt. Wir kamen während dieſes ganzen Jahrzehnts, wie ich gleich erzählen werde, alljährlich auf einer Reiſe hin und zurück durch Kiel und nahmen häufig unſer Nachtquartier dort; denn die zehn Meilen von Dollroth nach Plön ließen ſich bei den grauſamen Wegen jener Tage und mit unſeren beſcheidenen Landpferden unter zwei Tagen nicht zurücklegen. In Kiel lebte ein naher Freund meines Vaters, ein Kammerherr von Warnſtedt, als Direktor der Forſtſchule. Seine feingebildete Tochter Albertine war ebenſo eine Freundin meiner Mutter, obgleich an Jahren viel jünger. Es war ein wohlhabendes Haus, in ſeinem Geſchmack künſtleriſch geſchmückt. In einem großen Saal hingen, als Fries angebracht, die Volpatoſchen Stiche von Raffaels Stanzen. Mit Ungeduld erwartete ich, wenn wir Abends ſpät dort ankamen, den andern Morgen, um mich gleich nach dem Frühſtück in dieſe meine Bildergalerie hineinzubegeben. Ganz gewiß war es auch hier zunächſt

Digitized by Google

nur der Inhalt der Bilder, der mich mit so unwiderstehlicher Gewalt angelockt hatte, so wenig ich auch im stande war, irgend etwas davon wirklich zu begreifen. Ich dachte mir eben aus dem Rüstzeug meines eigenen Gehirns etwas heraus oder hinein. Darunter aber hat sich die künstlerische Schönheit dieser Bilder ganz unbemerkt und unbewußt und ohne jede Reflexion in mein kindliches Empfinden tief hineingesenkt. Der Zauber der Raffaelschen Linienzeichnung hat mich leise berührt, ja er hat mein ganzes Kunstempfinden für immer in seinen Bann gezogen.

Bis tief in mein sechstes Jahr hinein leitete meine Mutter allein meine Erziehung. Mein Vater konnte sich schon um seiner Geschäfte willen nicht viel um mich kümmern; außerdem war Erziehen nicht seine Sache. Er liebte mich Spätgeborenen übrigens zärtlich und verzog mich gelegentlich nach Kräften. Wie mir in der Erinnerung scheint, hat meine Mutter mich schon lesen gelehrt. Auch an Musik fehlte es nicht ganz; sie sang mit kleiner, aber herzinniger Stimme allerlei Liedchen zum Klavier, die vermutlich schon damals altmodisch waren, mir aber sehr rührend erschienen. Ich suchte sie eifrig auf dem kleinen Klavier monodisch nachzubilden.

Es fällt in diese Zeit eine schwere Erkrankung meiner Mutter. Erst viel später habe ich begriffen, daß mir die Gefahr drohte, den guten Engel zu verlieren, der mich an seiner lieben, treuen Hand in die Lebensbahn hineinleitete. Harmlos ergötzte ich mich mit dem schönen Spielzeug, das eine zur Pflege herbeigeeilte Tante mir aus Plön mitbrachte. Ich war nicht verwöhnt durch zu viel solcher Sächelchen, denn das Inventar

Digitized by Google

meiner Kinderstube war ebenso einfach, wie alles übrige in der Einrichtung unseres Hauses.

Im Herbst des Jahres 1826 erhielt ich einen Hauslehrer; es war ein frisch gebackener Seminarist, der sich als ausgezeichneter Lehrer und als tüchtiger straffer Erzieher bewährte. Der junge Mann, der, um mich nicht kopfscheu zu machen, unter der heuchlerischen Maske eines neuen Comptoiristen ins Haus eingeführt wurde, gefiel mir in den ersten harmlosen Tagen, in denen wir miteinander spazierten, ungemein gut durch seine hübschen Erzählungen. Ich fing aber doch an, Unrat zu wittern, und als es am dritten oder vierten Tage nach dem Frühstück hieß, ich solle nun etwas zu Herrn Kugland hinaufgehen, der mich erwarte, da setzte ich mich energisch auf die Hinterbeine. Ich hatte das düstere Gefühl, daß hier ein Bruch mit meiner ganzen Vergangenheit drohe. Der Vater erbot sich, mitzugehen, nahm mich bei der Hand und brachte mich glücklich bis hinauf an die Türe. Da wandte er sich um; ich folgte aber noch geschwinder und klammerte mich an seine Rockschöße wie an den letzten Notanker. Mein Vater zog verräterischerweise den Rock aus, so daß ich rücklings hinüberfauste, unter seinem Rock begraben. Das war mein Eintritt in die wissenschaftliche Laufbahn!

Es gedieh aber bald alles dabei nach Wunsch. Ich machte gute und rasche Fortschritte. Wenn ich mit meinen Gedanken nicht flink genug bei der Hand war, gab es über den Tisch herüber eine Ohrfeige mit dem breiten Lineal. Das war unangenehm genug, wenn die Ohrfeige richtig saß. Glücklicherweise aber war der junge Lehrer etwas jähzornigen Temperaments; ehe der lineale Blitz unter dem Tisch herausfuhr, sah ich

Digitized by Google

das dunkle Gewölk seines Backenbartes wackeln, dann war ich schneller unter dem Tische als das Lineal darüber. Kugland muß übrigens sehr gerecht in seinen Strafen gewesen sein; wirklich erinnern tue ich mich aus den vier Jahren nur einer einzigen Ohrfeige, und zwar deswegen, weil ich sie unverdienterweise erhielt.

Ich wurde sehr bald ein eifriger Leser, wobei ich es liebte mich mit meinem Buche in eine alte hohle Eiche zu setzen, die mir in kriegerischen Zeiten zur Rüstkammer diente. Oder ich setzte mich in meines Vaters Bureau mit untergekreuzten Beinen auf den großen Arbeitstisch vor dem Platz meines intimen Herzensfreundes Muhl, eines alten Comptoiristen, dem ich dann, während er seine Registerrollen schrieb, das merkwürdigste aus meiner Lektüre mitteilte. Aus meiner frühesten Lektüre erinnere ich mich ganz besonders des Campeschen Robinson. Ich ärgerte mich zwar über die dumme Wißbegierde der Campeschen Instituts-kinder, die mit ihren albernen Fragen die schöne Erzählung ungebührlich unterbrachen. Ich merkte sehr gut, daß sie nicht sowohl sich als vielmehr mich damit belehren wollten; Robinson und Freitag, die Lamas und was es sonst gab, boten ja an sich der Freude genug. Wozu sollte ich auch noch hinterrücks belehrt und gebessert werden! Auch Gutsmuths „Beispiele des Guten", an die man mich immer wieder heranbrachte, wollten mir wegen ihres Überschusses an Tugendsamkeit nicht eingehen. Ganz nach meinem Geschmack dagegen waren romantische Rittergeschichtchen wie die etwas rührselige Rosa von Tannenburg oder die Genoveva und dergleichen. Die Menschen um mich her ver-

Digitized by Google

ſtanden noch empfindſam zu ſein; darum verſtand ich als Kind es auch.

Inzwiſchen war es nun mit der Muſik Ernſt geworden. Kugland war ein guter Muſikus, tüchtiger Orgelſpieler und Flötenbläſer. Die Flöte war noch ein in Dilettantenkreiſen viel verbreitetes Inſtrument; das hing zum Teil eben mit der Empfindſamkeit zuſammen. Damons Nachkommen ſaßen noch immer und bliesen; aber es zogen auch große Flötenmeiſter gerade damals die Aufmerkſamkeit auf ſich. In Deutſchland namentlich der ältere Fürſtenau; und wer erinnert ſich hierbei nicht des blinden Dulon, der in Jean Pauls Flegeljahre hineinſpielt! Ich hatte in der Familie zwei eifrige Flötenbläſer, den Bruder meiner Mutter, Graf Ferdinand Luckner, oder wie er bei uns nur hieß: Onkel Ferdinand, und meiner Mutter ſchon genannten Schwager Kaas, der virtuos blies. Ein bekanntes Scherzwort ſagt, es gäbe nichts ſchrecklicheres wie eine Flöte, ausgenommen zwei Flöten. Das ſtammt offenbar von den ſehr beliebten Flötenduetten her, deren es in jener Periode zahlloſe gab. Der Spott iſt übrigens unverdient; denn dieſe zweiſtimmige Form gut gehandhabt und gut ausgeführt iſt recht zierlich. Während jener vier Jahre habe ich bei Kugland an allen Wochentagen eine halbe Stunde geſpielt, was meiner muſikaliſchen Ausbildung eine gute ſichere Grundlage gab. Noch auf Dollroth ſpielte ich als Probeſtück meiner Kunſt mit ihm eine der kleinen Mozartſchen Sonaten „avec violon ou flûte“, was den alten Küſter, der uns zuhörte und über meinem Kopf in den Noten nachlas, ſo tief rührte, daß ich ſeine Tränen auf meinen Kopf perlen fühlte. Sonntags

Digitized by Google

vertrat Kugland dieſen alten Küſter immer an ſeiner Orgel. Ich war höchſt erſtaunt, als ich zum erſtenmal hörte, welchen Lärm der kleine dünne Mann mit ſeinen Orgelpfeifen da oben machen konnte, faßte aber natürlich zugleich eine Liebhaberei für das Orgelſpiel.

Bevor wir von Dollroth ſchieden, hörte ich übrigens auch das erſte Wunderkind auf dem Flügel; der etwa zehnjährige Knabe hieß Theodor Stein. Ein Freund unſeres Hauſes hatte den Vater veranlaßt, in Kappeln ein Konzert mit ihm zu geben, welches wir dann auch beſuchten. Das Hauptſtück war eine freie Improviſation über eine Geſchichte, welche ihm vorher erzählt wurde, eine Geſchichte mit Hirten, Räubern, Gewitter und Sonnenſchein. Ich habe bald nachher die Bemerkung gemacht — denn ich hörte ihn noch wieder —, daß ihm immer dieſelbe Geſchichte erzählt wurde, die er dann jedesmal in derſelben freien Improviſation darſtellte. Ob die Wunderkinder jener Tage noch Nachklänge des Wunderkindes Mozart waren?! Es waren wohl vielmehr die erſten Schwalben im Frühlinge jenes Virtuoſentums, welches im Laufe der dreißiger Jahre heraufzog.

Ehe ich aber mein ſtilles Dollroth verlaſſe, an dem ich vielleicht ſchon zu lange mit meinen Erinnerungen hängen blieb, habe ich noch von dem einen Drittel des Jahres zu berichten, welches wir faſt regelmäßig nicht dort, ſondern in Plön zubrachten. Mein Vater machte in jedem Jahre ſeine Aushebungsreiſe während der Monate März und April. Da nun die Großmutter Luckner in Plön die hübſche Sitte feſthielt, alle ihre Kinder und Enkel, ſoweit immer möglich, zum Weihnachtsfeſte um ſich zu ſammeln, ſo ward

Digitized by Google

es für uns Dollrother zur höchst vergnüglichen Sitte, im Laufe des Dezembers nach Plön zu reisen, wo wir bei der Großmutter im Schlosse wohnten. Von da trat dann mein Vater Ende Februar seine Reise an, bis zu deren Beendigung meine Mutter mit mir und dem Lehrer in Plön blieb. Das war für mich die große Stadt!

Es hatte sich dort mancherlei verändert; die Großmutter hatte nach dem Tode des Großvaters (1823) eine durch alle drei Etagen gehende Witwenwohnung im rechten Flügel des Schlosses erhalten. Auch Herzog Peter war in dem gleichen Jahre gestorben und die eleganten, von ihm bewohnten Räume des linken Flügels wurden der ältesten Schwester meiner Mutter, der „Tante Mimi", nach dem Tode ihres Gatten, eines Grafen Wedell-Jarlsberg, zugeteilt. Er starb als dänischer Gesandter in Wien. Das Schloß war aber noch weiter stark bevölkert. Die Familien, welche den kleinen oldenburgischen Hofstaat gebildet hatten, blieben nämlich größtenteils in Plön. Mein Pate zwar, Herr von Witzleben, war mit seiner Familie nach Eutin gezogen, aber sein Bruder blieb in Plön in der Stadt wohnen, während zwei andere Kammerherren, von Riis und von Fabricius de Tengnagel Wohnungen im Schlosse erhalten hatten, dessen geräumiger Umfang daneben noch den damaligen Oberlandweginspektor der Herzogtümer nebst der Montierungskammer der Plöner Dragoner-Schwadron aufzunehmen vermochte. Alle jene oldenburgischen Familien waren in eigentümlicher Weise literarisch und poetisch angeregt und um so mehr zu gemeinsamen poetisch illustrierten Unternehmungen geneigt, da sie sonst auf der Welt nichts

Digitized by Google

weiter zu tun hatten. Es war, als ob der Geist von Johann Heinrich Voß und seiner Luise noch über ihnen schwebe. Kammerherr von Witzleben war mit einer Schwester des Grafen Leopold Stolberg verheiratet, einer, wie man sich denken kann, hochgebildeten Dame, die mit ihren Interessen und Empfindungen noch ganz in dem Gedankenkreise ihrer Brüder und deren Zeitgenossen lebte. Kammerherr von Riis war pensionierter Militär, von Gestalt ein Goliat, falls, was ich nicht gewiß weiß, Goliat eben so dick wie lang war. Sein Gesicht sah aus, als wenn er es höchstens bis zum Feldwebel gebracht hätte. In Haus und Garten, oder wenn er, um sich körperlich zu erfrischen, Holz hackte, sah man ihn nie ohne eine Pfeife im Munde, deren gewaltiges Rohr einer Pumpenröhre ähnlicher sah, als einer Pfeife. Er war auch musikalisch, hatte sich aber, was die praktische Ausübung betrifft, ausschließlich auf die große Trommel geworfen; mit ganz virtuosen Wirbeln und hochdramatischem Ausdruck begleitete er mit Vorliebe den schönen Gesang seiner bildschönen Tochter. Daneben machte er auch noch Gedichte und deklamierte sie gern selbst mit Emphase. Aus ganz anderm Holz war Kammerherr von Fabricius geschnitzt. Bis in sein sehr hohes Alter ein petit maître vom Scheitel bis zur Zehe, mit altmodisch steif zeremoniösen Formen der Höflichkeit. Er war so bitterarm, daß kein Mensch begriff, wie die Familie es möglich machte, zu leben, ohne zu verhungern oder in Schulden zu geraten. Daher trugen seine Kleider in der Regel die verschiedenen Modeformen von drei Jahrzehnten an sich. Sie waren peinlich sauber gebürstet und gebügelt, aber die weißen Nähte ließen

Digitized by Google

sich nicht verbergen. Seine Frau, die Kammerherrin, sah allerdings aus, als wenn sie gerade am Verhungern wäre, wenn ich nicht vielmehr sagen müßte, wie eine dünne Spezies von Nachteule. Sie war übrigens eine gutherzige Frau, wie das eigentümliche Familienverhältnis im Hause bewies. Es war nämlich eine zweite Dame dabei, Mademoiselle Godelykke; diese war die eigentliche Mutter des Sohnes Julius, den der Herr Vater später nur adoptiert hatte, um ihm seinen Namen geben zu können. Dies Verhältnis war aller Welt bekannt, ohne daß jemand weitern Anstoß daran nahm. Hagar und Ismael blieben im Hause, Sarah und Hagar lebten in herzlicher Liebe zueinander. Wie der gewaltige Kammerherr Riis, so war auch der zierliche Vater Fabricius ein Poet, und zwar ein gar nicht unbegabter. Seine Gedichte, von denen manche gedruckt sind, waren allerdings zu sentimental, um ihre Zeit zu überleben. Er war zugleich ein Virtuose auf der Klarinette; auch dies Instrument war unter den Dilettanten damals in den Vordergrund getreten, wohl hauptsächlich durch Virtuosen wie den Münchener Bärmann. Bekanntlich reiste dieser mit Karl Maria von Weber, der für ihn Konzerte und andere Stücke geschrieben hat. Als Weber auf seiner Konzertreise des Jahres 1820 von seiner Vaterstadt Eutin nach Plön herüberkam, hat er mit Fabricius manche dieser Kompositionen gespielt. Bei derselben Gelegenheit auch, wenngleich nur ganz vorübergehend, dem jungen Fabricius, der sich zum Musiker und Klavierspieler ausbildete, Unterricht erteilt.

Das kleine Plön hatte noch andere Familien, die sich mehr oder weniger dem in den genannten Kreisen herrschenden

Digitized by Google

Tone anschlossen. Die Familien von Rosen und von Wilster, geb. von Rosen, die in dem schon erwähnten Rokoko-Palais im Schloßgarten hausten, welches heute die kaiserlichen Prinzen beherbergt. Die Familie des Oberlandforstmeisters von Warnstedt, dessen Gattin eine Schwester des bekannten Shakespeare-Übersetzers, Grafen Wolff Baudissin in Dresden, war; vor allen aber der jüngere Bruder meiner Mutter, Graf Ferdinand Luckner, und ihr Schwager, Graf Heinrich Baudissin, in derer beider Häusern meine Vettern und Kusinen lustig heranblühten. Daß sich aus solchen Elementen ein Leben von eigentümlicher geistiger Spannung zusammensetzte, ist begreiflich. Es herrschte in diesem Kreise, der noch durch verschiedene Familien vermehrt wurde, die auf benachbarten Gütern lebten, ein sehr feiner gesellschaftlicher Ton, der auf uns Kinder glücklich zurückwirkte.

Für die poetisch-literarischen, gelegentlich auch dramatischen Unternehmungen der Plöner Gesellschaft gab es noch einen Oberregisseur, von dem ich um so mehr schon hier ein Wörtchen sagen muß, als er später als Lehrer einen großen Einfluß auf mich ausgeübt hat. Es war dies der damalige Konrektor an der Lateinschule, Dr. Trede. Eine eigentümliche Gestalt, deren Gleichen man an keinem heutigen Gymnasium mehr finden würde. Die Plöner Lateinschule selbst befand sich noch in einem wunderlichen Zustand. Sie bestand nur aus zwei Klassen und hatte nur zwei Lehrer für diese ihre Prima und Sekunda: den damals schon recht alten Rektor Bremer und den Konrektor Trede. Dieser hatte Theologie und Philologie studiert, hatte sich mit der

Digitized by Google

Philologie so ziemlich aus der Theologie herausstudiert, ohne doch darüber ein großer Philologe zu werden. Er hatte sich wohl mehr mit philosophischen und ästhetischen Studien beschäftigt. Kein großer Grieche, war er dennoch mit Plato wohl vertraut, und ebenso wenig ein guter Lateiner, wußte er dennoch seine Schüler sogar für die philosophischen Schriften Ciceros mit einem gewissen Interesse zu erfüllen. Meine beiden älteren Brüder machten diese Schule durch, bis der ältere, 1826, auf die Universität, der jüngere, ich meine 1828, auf die Forstschule ging. Es war aber eine von der Schule unabhängige Eigenschaft, die Trede der Plöner Gesellschaft besonders wichtig gemacht hat. Seinen literarischen Neigungen folgend, hatte er sich in seiner Berliner Studienzeit zu einem geradezu ausgezeichneten Deklamator ausgebildet. Im Vorlesen dramatischer Werke stellte man ihn nicht mit Unrecht Tieck an die Seite. In jüngeren Jahren soll er sich auf der Dilettantenbühne nicht minder als Virtuose bewährt haben, und bis in sein Alter war er bei dramatischen Aufführungen ein ausgezeichneter Regisseur. So hatte sich denn unter seiner Leitung in Plön im engern Kreise, zu dem die meisten der vorhin Genannten gehörten, ein Kränzchen gebildet, in welchem sorgfältig vorbereitete und einstudierte poetische Vorträge gehalten und besprochen wurden, während der jüngere Fabricius und gelegentlich auch sein Vater mit der Klarinette, auch jüngere Damen mit ihrem Gesang diese Abendunterhaltungen musikalisch illustrierten. Aus diesen Abenden ist ein später von Trede herausgegebenes Deklamationsbuch hervorgegangen, mit dem etwas blumigen

Digitized by Google

Namen „Kalanthepherusa“ und einer noch blumenreichern Vorrede über den Vortrag von Poesien. Die Auswahl in diesem Buche ist ein recht lehrreiches Dokument für den ästhetischen Geschmack der zwanziger Jahre.

Aber die Plöner Welt verstieg sich noch höher. Ein sehr kalter Winter, dessen Frost der Armut an die Zehen ging, führte auf den Einfall, durch Dilettanten-Aufführungen Wärmemittel für die Armen zu schaffen. Die Spitzen der Gesellschaft traten auch hier an die Spitze, indem sie sich bereit erklärten, selbst als Schauspieler mitzuwirken: Damen wie Herren. So gab es ein recht ansehnliches Personal; meine Eltern waren gelegentlich darunter. Prospekte und Kulissen für die wichtigsten Bedürfnisse wurden gemalt und ein niedliches, kleines Theater mit allem nötigen Zubehör ward zuerst, wenn ich nicht irre, in einem großen Saale des Schlosses aufgeschlagen. Das Unternehmen gelang unter Tredes Leitung vorzüglich. Es erfüllte nicht nur im Jahre der Not seinen ursprünglichen, wohltätigen Zweck, denn die Billette waren stets so vergriffen, daß die Vorstellungen öfter wiederholt werden mußten, sondern es hielt sich auch, wenngleich mit Unterbrechungen, durch viele Jahre. In seiner letzten Periode habe ich selbst als Student noch mitgespielt. Es wirkte auf die Plöner Gesellschaft fast wie eine Theaterschule.

Von alledem, was ich hier erzählte, leben aus den zwanziger Jahren in meiner Erinnerung natürlich nur Fragmente, und auch diese nur in blassen Farben; aber der eigentümliche Geist, welcher sich durch dies poetisierende Treiben in jenem kleinen, eng begrenzten Kreise erzeugte,

Digitized by Google

wirkte doch fort bis in die nächste Folgezeit hinüber, die mich dauernd nach Plön brachte. Tatsächlich wirkte es aber auch schon auf den Knaben, der ihm mit weit offenem Sinn entgegenkam. Ich erinnere mich eines kleinen Geschichtchens; es dürfte wohl in mein neuntes Jahr fallen. Im Hause des Kammerherrn Riis ließ man uns in einer Kindergesellschaft das Erwähnenswerteste aus Körners Zriny spielen, nicht nach dem Original, sondern man erzählte uns die Historie und brachte uns bei, was jeder von uns zu agieren und zu reden hätte. Mich hatte man auf einen Heldenspieler taxiert und mir fiel die imposante Pflicht zu, als Zriny zu sterben. Ich war tief erfüllt von der Erhabenheit meiner Aufgabe, sah mit Entzücken dem auf wunderbare Weise ins Kurze gezogenen Verlauf der Handlung zu, griff mit immer steigender Energie ein, wenn ich an die Reihe kam und rief zuletzt mit flammender Begeisterung und zitternder Stimme die mir beigebrachten todesmutigen Worte, riß die Binde von der mit roter Bete gemalten Wunde und sank im Tode hin. Ein allgemeines „Bravo!" belohnte meine Kunst, und die schon erwähnte schöne Tochter des Hauses hob mich Dahingesunkenen auf ihren Schoß und küßte mich. Diese Art von Herausruf gefiel mir natürlich ungemein, aber die schöne Haustochter gab mir auch zur Belohnung, wie sie sagte, mit den Fingern einen kalten Pfannenkuchen. Das war mir entsetzlich; indessen in der heroischen Stimmung, in die mich mein Tod versetzt hatte, schlang ich nach der Auferstehung auch den kalten Pfannenkuchen todesmutig hinunter.

In das letzte Jahr dieser unserer Besuche von Dollroth

Digitized by Google

aus fällt noch eine nicht unwesentliche Förderung in meiner Musik. Wir wohnten im Schloß auf gleichem Flur mit der Familie Fabricius. Mit deren Sohn, dem damals etwa 24jährigen Künstler, hatte ich mich längst angefreundet und liebte es außerordentlich, am Flügel neben ihm zu sitzen, wenn er spielte. Zu meiner Leidenschaft für Beethovens Symphonie auf die Schlacht bei Vittoria, die er mir wieder und wieder spielen mußte, trug vielleicht das Schlachtbild wesentlich bei, welches sich auf dem Titelblatte seines Clavierauszugs befand. Mein Interesse und mein Eifer bei der Musik bewog aber ihn zu dem dankenswerten Anerbieten, mir während unseres Plöner Aufenthaltes täglich Unterricht zu geben. Zum Schluß der Stunde spielte er mir dann immer vor. Webers „Aufforderung zum Tanz" und seine Polonaise Es-dur, die Fabricius dem großen Meister unmittelbar nachspielte, sind mir schon damals tief in die junge Seele gedrungen.

Digitized by Google

Anfänge der Humaniora und andere Menschlichkeiten.

Wir siedelten im Sommer 1830 von Dollroth, welches verkauft worden war, in das Kloster Preetz über, das größte der vier Damenstifte der schleswig-holsteinischen Ritterschaft, in freundlicher, an Seen und Wald reicher Gegend zwischen Kiel und Plön gelegen. Die für die Stiftsdamen bestimmten Häuser dürfen an Extraneen vermietet werden, solange nicht eine der Damen darauf Anspruch macht. Mit dem Wohnungswechsel verband sich für mich ein zweiter: mein guter Kugland ward an der Volksschule in Neumünster angestellt. Sein Abschied kostete mich viel Tränen; es war aber gerade zur rechten Zeit für mich, denn die Vorbereitung fürs Gymnasium mußte allmählich beginnen. Unser Freund Trede, jetzt Rektor des Plöner Gymnasiums, empfahl als Lehrer für mich seinen Pflegesohn Wentorp, der soeben sein theologisches Examen bestanden hatte.

Wentorps Lebensgang bietet das Bild eines so merkwürdigen Menschenschicksals, daß ich etwas mehr davon erzählen muß, zumal da er in mein eigenes Leben so wichtig eingriff. Er war der Sohn eines armen Kätners in der

Digitized by Google

Nähe von Preetz und kam als Laufbursche in Tredes Dienst. Trede, längst ein hoffnungsloser Junggeselle, schickte ihn daneben in die Schule. Der hübsche Bursche erwies sich so lernbegierig und zugleich so prächtigen Charakters, daß sein Herr auf den Gedanken kam, ihm eine höhere Geistesbildung angedeihen zu lassen, und als auch dies aufs beste einschlug, beschloß er den inzwischen herzlich lieb gewonnenen Jüngling, wenn auch nicht formell zu adoptieren, so doch ganz als Sohn zu halten und zu versorgen. Gymnasium und Universität, letztere in Kiel und Berlin, wurden in raschem Tempo durchgemacht. So also trat dann Wentorp 1880 als Kandidat der Theologie und mein Hauslehrer in unsern Familienkreis ein. Wie dann sein Schicksal von hier aus sich noch viel seltsamer weiter gestaltete, das erzähle ich seinesorts. Ich war wohlberaten mit ihm. Er war keineswegs ein Mann von ungewöhnlichen geistigen Gaben, aber von tüchtigem, durch Tredes Erziehung über das Hausbackene hinaus gehobenen Verstand, und gut und sicher geschult für seinen Lehrberuf; eine derbe, kräftige Natur von anziehender männlicher Erscheinung, frommen Sinnes und vor allem Hohen voll Ehrfurcht. Dazu im Umgang heiter und wohlgelaunt. Es dauerte nicht lange, bis wir die besten Freunde waren.

So begannen also unter glücklichen Auspizien die höheren Studien und zugleich ein bis zum Frühjahr 1836 dauerndes fröhlich-harmloses Knabenleben im Verkehr mit munteren Genossen. Nur einer von ihnen lebt noch heute in Lübeck: der seit einigen Jahren emeritierte Pastor Brodersen. Eine andere, durchs Leben dauernde Freundschaft hing mit den

Digitized by Google

Anfängen der politischen Bewegung in Dänemark zusammen. So sehr der alte König Friedrich VI. gehofft hatte, die andrängende konstitutionelle Bewegung in den verschiedenen Landesteilen für seine Lebenszeit zurückdämmen zu können und so sehr eine im ganzen Lande damals noch weit verbreitete royalistische Gesinnung es dem alten Herrn gegönnt hätte, sein patriarchalisches Regiment ungestört fortzusetzen, so gingen die Wogen der Zeit dennoch darüber weg. Die Julirevolution von 1830 hatte das unter der Asche glimmende Feuer auch hier angeblasen; mit den freisinnigen Bestrebungen verbanden sich sofort die nationalen Triebe. Die bekannte Lornsensche Bewegung regte hüben und drüben die Gemüter auf das höchste auf. Im November 1830 erschien seine kleine Schrift „Über das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein"; tatsächlich der Ausgangspunkt der schleswig-holsteinischen und somit mittelbar auch der deutschen Sache. Hier aber darauf näher einzugehen, ist um so weniger am Platz, als alles dies in meine damaligen Gedanken noch nicht hineingriff. Ich hatte noch kein Verständnis dafür, und der Geist des Elternhauses, ja des ganzen Familienkreises war ausgeprägt royalistisch. Weshalb ich es hier erwähne, ist nur der Umstand, daß ein uns nahe befreundeter Verwandter meiner Mutter, der damalige Amtmann von Steinburg, Kammerherr von Levetzow, im Jahre 1831 als Mitglied einer beratenden Kommission für die Verfassungsfragen nach Kopenhagen berufen wurde. Während seiner Abwesenheit übergab er seine beiden Söhne — seine Frau war längst gestorben — Wilhelm und Werner unserm Hause. Ich stand im Alter zwischen beiden. So bildete

Digitized by Google

sich zwischen uns ein fast brüderliches Verhältnis, welches bestanden hat, bis nun sie beide vor mir dahingegangen sind.

Über diese sechs Preetzer Jahre ist im übrigen wenig zu sagen. Sie verliefen in gleichmäßig ungestörter Entwickelung, in der Wentorp, bei dem ich teils allein, teils mit anderen Knaben zusammen unterrichtet wurde, einen tüchtigen Grund zu meiner lateinischen Schulbildung legte, wobei er in jeder Weise die mir angeborene Hinneigung zu Poesie und Kunst nährte, obgleich er mich daneben in meiner Lektüre sehr zurückhielt. Ich habe ihm dies im spätern Leben, als ich die Früchte davon erkannte, in hohem Maße gedankt. Er hat mich davor bewahrt, große Kunstwerke in die Hand zu nehmen, ehe mein innerer Sinn dafür genügend gereift war. Fast 16 Jahre war ich alt, als ich zum erstenmal ein Schillersches Drama: „Die Räuber", dann aber freilich mit so überschäumender Begeisterung las, daß ich am liebsten gleich selbst in die böhmischen Wälder abgereist wäre. Mir war dadurch eine Frische der Auffassung bewahrt worden, die es mir möglich machte, zwei Jahre später sämtliche 24 Bücher der Klopstockschen Messiade in einem Zuge durchzulesen, unter hohem Schwung der begleitenden Empfindung. Es war aber auch ein negativer Vorteil damit verbunden: ich bin niemals dem Trieb massenhafter Lektüre verfallen. Dergleichen Lesetrieb und Lesewut wendet sich der Natur der Sache nach immer auf Gegenstände von geringerm Gehalt und führt zu dem Bedürfnis wesenloser, wenn nicht gar schädlicher Aufregung. Sie verzehrt eine Masse von Zeit und Kraft ohne entsprechenden Gewinn, selbst wenn ihre Gegenstände von

Digitized by Google

harmloser und geistig wenigstens nicht unnahrhafter Natur sind, wie etwa Walter Scotts Romane, die bei uns damals, alles überragend, im Mittelpunkte der Unterhaltungsliteratur standen. In mir entwickelte sich dagegen die Art — und sie ist mir bis auf den heutigen Tag geblieben —, die kleine Zahl der wahrhaft großen Dichter mit ganzer Anspannung des innern Sinnes in mich aufzunehmen, ihre Werke wieder und wieder zu lesen, indem ich daneben gelassen auf die Tageserscheinungen verzichtete, an denen die Welt neben mir sich begeisterte, um sie alsbald mit Neuem zu vertauschen und zu vergessen. Später, wenn ich alle um mich her in Begeisterung über einen Roman oder dergleichen fand, unter denen dann ich als der ungebildete Bauer dastand, habe ich wohl zu meiner Rechtfertigung gesagt: ich warte mit dem Lesen solcher Bücher grundsätzlich bis sie zehn Jahre alt sind, und habe dann noch immer gefunden, daß es nicht mehr nötig ist, sie zu lesen. Unbedenklich aber ließ Wentorp meiner Neigung für humoristische und namentlich leichte dramatische Literatur freien Lauf. Ich durfte z. B. eine Menge Kotzebuescher Lustspiele lesen, die mich höchlichst ergötzten. Diese bildeten damals, bei uns wenigstens, noch einen Hauptbestandteil der öffentlichen wie der Privatbühnen. Mit Vorliebe verwendete ich diese Lektüre schon damals zu kleinen Aufführungen, wobei mich eine etwas jüngere Freundin, die mit mir im Kloster wohnte, mit viel Talent unterstützte. Es war ein kleines Fräulein Niese, eine Tante der später bekannt gewordenen Verfasserin der prächtigen Erzählungen „Aus dänischer Zeit", Charlotte Niese. Wir jungen Bühnenschwärmer zeichneten uns beide als Charakter-

Digitized by Google

darsteller und Regisseure aus, abgesehen davon, daß wir unserer Ansicht nach jedem andern Rollenfach ebenso vollkommen genügten.

Übrigens erweiterte sich mein Horizont in diesen Preetzer Jahren äußerlich wie innerlich um eine Zone weiter. Ich machte meine ersten großen Reisen. In überirdisch gehobener Stimmung fuhr ich mit meinem Vater, meinem nächstältern Bruder Ferdinand, der damals schon im Forstdienste stand, Wentorp und meinem gleichalterigen Plöner Vetter Nikolaus Luckner in offenem Stuhlwagen im Sommer 1833 über Itzehoe nach Hamburg. Daß die Reise auf solche Weise nur langsam von statten ging, erhöhte das Vergnügen. Es gab damals in den beiden Herzogtümern noch keine Chausseen. Man fuhr in angenehmer Abwechselung durch tiefen Sand, der unwiderstehlich in Schlaf wiegte, und über rasselnde Steindämme. Unter den bunten Bilderchen, die mir bei der Erinnerung an diese Jugendfahrt auftauchen, stehen die ersten großen Theatereindrücke meines Lebens in vorderster Linie. Eine nach der Rückkehr notgedrungen geschriebene sehr naive Reisebeschreibung unterstützt mich dabei. Ich will aber zugleich eine zweite ähnliche Fahrt vom Jahre 1835 und eine dritte, gleich nach meiner Übersiedelung nach Plön im Jahre 1836 unternommene, hinzufügen. Alle meine Aufzeichnungen darüber bestätigen das mir auch sonst gebliebene Gefühl, daß unter all den neuen belehrenden und fördernden Eindrücken dieser Reisen das Theater durchaus den ersten Platz einnimmt. Hier sah ich die längst geträumte und gespielte Zauberwelt leibhaftig vor mir; hier bin ich geistig zuerst völlig aufgelebt; von hier aus habe

Digitized by Google

ich unverwischliche Eindrücke in mein ganzes Leben hinübergenommen.

Das Hamburger Theater stand damals auf hoher Stufe. Die Leitung lag in der Hand des in der Bühnengeschichte berühmten alten Friedrich Ludwig Schmidt in Gemeinschaft mit Karl Ludwig Lebrun. Beide habe ich damals spielen sehen mit dem vollen Bewußtsein des Außerordentlichen ihrer Kunst. Im Schauspiel aber war mir noch ein besonderer Genuß beschert, indem gerade Holtei 1833 gastierte, und zwar sah ich ihn in der Rolle des Kosciusko in seinem „alten Feldherrn". Das kleine Stückchen, nach damals noch beliebter Art ein Singspiel, ist eine Ausgeburt der Polenbegeisterung, die seit der Revolution von 1830 auch in Deutschland in hohem Schwunge stand. Im Vortrage des Duetts: „Denkst du daran, mein tapferer Lagienka" wußte Holtei so herzbewegende Töne anzuschlagen, daß ich mir in meiner 12jährigen glühenden Begeisterung nichts anderes denken konnte, als er werde bei den letzten Worten hinsinken, um in Begleitung des tapferen Lagienka von Wolken in den Himmel getragen zu werden. Ich war entrüstet, daß der tosende Beifall des Publikums ihn darin störte. Das Lied blühte damals auf allen Gassen.

Auch die Oper brachte einen mit der Zeitgeschichte eng zusammenhängenden besondern Genuß. Der in ganz Deutschland gefeierte Cornet gastierte soeben mit seiner Frau. Beide waren vor 1832 in Hamburg angestellt gewesen; jetzt waren sie in Braunschweig, von wo er später als Direktor der Hofoper nach Wien berufen wurde. Mir war es beschieden, ihn in der berühmtesten aller seiner

Digitized by Google

Rollen zu sehen. Bekanntlich machte Aubers „Stumme von Portici“ ihren Siegeszug durch Europa seit 1830, dem Revolutionsjahre. Knüpfte sich doch in Brüssel an ihre erste Aufführung der Ausbruch der belgischen Revolution. Cornet war, wie man hörte, nach Paris gegangen, um die Partie des Masaniello bei Auber zu studieren. Er selbst verfaßte dann den deutschen Text der Oper. Seine Darstellung des Masaniello war meisterhaft in Gesang und Spiel, wie nicht nur meine kindliche Erinnerung mir sagt, sondern wie es die deutsche Theatergeschichte in ihren Annalen verzeichnet hat. Nun denke man sich eine Theatervorstellung hinzu, in der noch alles frisch, neu und blank war, vor allem auch die Begeisterung des Publikums; dann muß man es begreiflich finden, daß ich dies Kunstwerk vorläufig als das höchste in der Welt ansah. Der im Wahnsinn von der Schloßtreppe herabtaumelnde Masaniello verfolgte mich bis in die tiefsten Träume, und ich habe ihm diese Szene unzählige Male von Tisch und Stühlen herab turnend nachgespielt. Gleichwohl hat meine Kritik beim Anschauen sich nicht ganz unterdrücken lassen. In meinen Reiseaufzeichnungen beschwere ich mich darüber, daß in der Morgenszene trotz der blendenden Schönheit der Morgenröte die Sonne hartnäckig hinter dem Gipfel des Vesuv stecken blieb. 50 Jahre später habe ich auf dem Corso Vittorio Emanuele in Neapel gesehen, wie recht ich hatte, auf den herrlichen Anblick ihres Hervortretens hinter dem Vesuv nicht verzichten zu wollen. Auch beschwere ich mich darüber, daß, so viel ich gesehen, die Stumme zwar den Berg hinaufgelaufen aber nicht in den Krater gesprungen

Digitized by Google

sei; indessen habe mich im Hinausgehen ein Herr versichert, er habe es wirklich gesehen. Man könnte hiernach annehmen, es hätte sich bei mir der erst viel später überhandnehmende Realismus auf der Bühne schon damals angekündigt. Das ist aber nicht der Fall, sondern ich bin zeitlebens der Meinung geblieben, daß es nicht die Aufgabe der äußern Bühnenerscheinung sei, durch blendenden Naturalismus die Mitwirkung der Phantasie des Zuschauers überflüssig zu machen, sondern nur, die Phantasie in der rechten Richtung anzuregen und durch nichts zu stören oder vom Wesentlichen abzuziehen.

Auch Herolds „Zampa" sah ich noch, der soeben in der Gunst des Publikums auf der Höhe seiner glänzenden aber kurzen Laufbahn stand. Ich sah ihn bei meiner zweiten Hamburger Reise noch einmal. Höher aber hob sich meine Bewunderung damals beim Anhören des „Oberon", und als ich das Jahr darauf zum drittenmale dahin zurückkehrte, war neben Rossini auch Bellini bereits in die höchste Gunst des Publikums eingetreten. Ich hörte „Romeo und Julia". Schon begann in Deutschland die Schwärmerei für diese jüngere italienische Oper über alles Andere hinauszuwachsen.

Mir sollte dieser dritte Aufenthalt noch einen andern, weit höhern Kunstgenuß zuführen: ich hatte das Glück, in Schillers „Braut von Messina" die große Sophie Schröder zu sehen, und ich war damals reif genug, um die gewaltige Größe dieser Tragödin wenigstens ahnend zu empfinden. Frau Sophie, die Mutter von Wilhelmine Schröder-Devrient stand damals schon in der zweiten Hälfte ihrer großen Künstlerbahn: aber sie war noch im

Digitized by Google

Vollbesitz ihrer herrlichen Mittel. In ihr war das, was man als die ideale Richtung, als den Typus der Goethe-Schiller-Zeit bezeichnet, auf das vollkommenste ausgeprägt, die Verbindung hoher Einfachheit und antiker Formschönheit mit höchstem Schwunge des Pathos. Was man als die Schule des alten Wiener Burgtheaters rühmen hört, das kam in ihrem Spiel und Stil zu vollendetem Ausdruck. Es ist begreiflich, daß seit jenem Abend, an dem ich sie in Hamburg sah, mir Nachklänge in der Seele blieben, die für mein Kunstempfinden für immer entscheidend wirkten. Selbst Einzelheiten ihres Spiels sind mir unvergeßlich geblieben. Ich habe bei meinem vorjährigen Aufenthalt (1901) in Wien — also 65 Jahre nach jenem Abend in Hamburg — mit einer von Sophie Schröders großen Schülerinnen, der mehr als 80jährigen Frau Hebbel-Enghaus, über sie zu sprechen Gelegenheit gehabt, um bei diesem Anlaß festzustellen, daß ich ihre über die Leiche des Sohnes gebeugte Gestalt genau richtig beschrieb. Die alte Frau Hebbel spielte sofort den gewaltigen Moment, und es war hochinteressant, in der begeisterten alten Schülerin das Abbild der längst entschlafenen Meisterin wiederzusehen.

Aber ich kehre nach Preetz zurück, wenn auch von den dortigen Jugendjahren weiter nichts Berichtenswertes zu erzählen ist. Nur der Schluß erhielt noch einen, für mein ganzes Leben bedeutungsvollen, Gehalt. Ich wurde zu Ostern 1836 konfirmiert, und zwar durch Klaus Harms in Kiel.

In den beiden ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts waren die Herzogtümer ganz und gar von der rationalisti-

Digitized by Google

schen Richtung des ausgehenden 18. Jahrhunderts erfüllt. Sie fand ihren kirchlich-offiziellen Ausdruck in der Kirchenagende des Generalsuperintendenten Jakob Georg Christian Adler von 1797 und einem äußerst nüchternen Gesangbuch, in welchem neben Klopstock und Gellert vor allen Andreas Cramer und seine Richtung zu Worte kommt, und die großen Lieder des 16. und 17. Jahrhunderts schmählich umgemodelt und verwässert werden. Die Nachwirkungen dieser Periode unserer Kirche dauern bis in die jüngste Zeit herab. Auch das jetzt geltende hiesige (schleswig-holsteinische) Gesangbuch von 1884 hat sich noch nicht ganz davon freimachen können. Die Abkehr unserer Landeskirche von dieser so scharf ausgeprägten rationalistischen Strömung wurde durch den Feuereifer und die kräftige Hand eines einzigen Mannes herbeigeführt: es war Klaus Harms, der dithmarsische Müllersohn. Bis in sein 19. Lebensjahr war er Müllerknecht, dann bezog er Gymnasium und Universität, selbst zunächst im rationalistischen Strome fortschwimmend. Es waren Schleiermachers Reden über die Religion, die ihn herausrissen; von ihnen empfing er, wie er selbst schreibt, den Stoß zu einer ewigen Bewegung. Dogmatisch blieb er freilich auf dem Schleiermacherschen Standpunkt nicht stehen, sondern gelangte bald zu einer streng orthodoxen Anschauung, nur, daß sie sich in ihm — im Leben wenigstens — von Schroffheit und Verdammungssucht gegen Andersdenkende fernhielt. Klaus Harms war eine mächtige Persönlichkeit. Als Lehrer, Prediger und Seelsorger schöpfte und gab er stets aus dem Vollen. Seine tiefe, jede Faser seines Wesens durchziehende Frömmigkeit erhielt durch sein volkstümliches Wesen und

Digitized by Google

seinen köstlichen Humor, der ihn auch auf der Kanzel nicht verließ, ein oft fast kindliches Gepräge. Wenn man seine Persönlichkeit öfters mit Luther verglichen hat, so ist das nicht unrichtig. Er selbst freilich wäre der letzte gewesen, der einen so hohen Vergleich von sich hätte gelten lassen. 1816 ward er zum Archidiakonus in Kiel erwählt; schon damals durch seine gedruckten Predigten und anderen Schriften der unbestrittene Führer der neuen mit fliegenden Fahnen wieder einziehenden orthodoxen Richtung. In Kiel hat er dann auch bis über die Zeit völliger Erblindung hinaus gewirkt, später als Propst und Leiter des theologischen Seminars. Er starb 1855. Wohl selten war ein einzelner mächtiger Geist in solchem Maße für sich allein der Urheber einer so weit ausgreifenden religiösen Bewegung. Als Prediger sah er die breitesten Scharen des Volkes unter seiner Kanzel; aus seiner akademischen Tätigkeit trug Generation über Generation von Studenten seinen Geist durchs Land. Wenn er den Ruf des gewaltigen, alle mit sich fortreißenden Predigers schon als junger Mann gewann, um ihn bis in seine letzten Lebenstage zu bewahren, so ist der Grund dafür keineswegs immer in homiletischer oder oratorischer Bedeutung zu suchen, noch weniger etwa in der Schönheit des Vortrags im gewöhnlichen Sinne. Eher konnte man vielmehr das Äußere seines Vortrags abscheulich nennen. Der Grund lag einzig und allein in der stets durch alles hervorleuchtenden großen Persönlichkeit und der Tiefe und Begeisterung seiner eigenen Überzeugung. Deswegen wirken auch seine in vielen Auflagen gedruckten Predigten schon heute nicht entfernt mehr in gleichem Maße wie die in alter

Digitized by Google

Zeit gehörten oder die von dem Leser, der ihn kannte, unwillkürlich in seinen lebendigen Vortrag umgesetzten.

Zu seinen treuen Anhängern im ganzen Lande zählten als seine Marieen und Magdalenen vor allem auch die Frauen der höheren Gesellschaftsklassen. So war auch meine Mutter mit ihrem warmen treuen Herzen und ihrem kindlichen Bibelglauben von jeher seine begeisterte Verehrerin gewesen. Das gab denn den Anlaß, daß ich von Preetz aus nach Kiel hin in seinen Konfirmationsunterricht gegeben wurde. Wohl will ich nicht sagen, daß ich schon reif genug gewesen wäre, um das Bedeutende einer solchen Persönlichkeit zu würdigen; mein ganzer Zustand war dazu noch zu kindlich-naiv. Was aber meine Mutter in ihrer ebenso kindlich-naiven Frömmigkeit davon erhoffte, das erfüllte sich, wenn auch in anderer Weise dennoch. Es wurde ein lebenskräftiger Keim von Religiosität in meine Seele gesenkt, der mich nicht nur für den Augenblick ganz erfüllte, sondern der sich auch viel, viel später triebkräftig wiederfand und erwies, nachdem das kindlich-dogmatische Glaubensgebäude längst über ihm in Trümmer gefallen war. Und doch, wenn ich zurückdenke und alles so recht erwäge, so weiß ich nicht, wem ich hier mehr zu danken habe: dem großen Kirchenmann oder dem Kinderglauben und der Liebe meiner Mutter. Den Konfirmationsunterricht bei Harms genoß ich während zweier Winter. Während des zweiten wohnte ich mit Wentorp ganz in Kiel, ohne zu wissen und zu spüren, welch' wunderbare Änderung sich inzwischen in betreff meines lieben prächtigen Wentorp vollzogen hatte. Meine Konfirmation fand Ostern 1836 in der Kieler Stadtkirche statt.

Digitized by Google

Ich habe erzählt, auf welch merkwürdige Weise Wentorp durch die Liebe, welche Trede zu ihm faßte, aus dem armen barfüßigen Bauernburschen in den Kandidaten der Theologie verwandelt wurde. Eine andere Wandlung — noch merkwürdiger — vollendete erst sein Lebensschicksal. Erzählt habe ich auch von der Familie von Warnstedt in Kiel, welche wir während meiner Kinderjahre so häufig besuchten; von dem um diese Zeit alten Vater, Direktor der schleswig-holsteinischen Forstschule, der Tochter Albertine, einer vom zärtlichen Vater etwas verzogenen und verwöhnten, im Umgang mit den Familien der Universität Dahlmann, Hegewisch, Harms u. s. w. hochgebildeten, feinen Dame. Sie liebte und verehrte meine Mutter fast wie eine Tochter. Eines Tages — es muß im Herbst 1835 gewesen sein — begleitete sie den von ihr vergötterten Vater, der morgens seinen Spazierritt zu machen liebte, ans Pferd hinunter, das er lachend, unter Neckereien mit der Tochter, bestieg. Unterwegs traf ihn ein Herzschlag, er starb auf der Landstraße, neben dem Pferd auf einem Stein sitzend, und ward der Tochter als Leiche ins Haus zurückgebracht. Sie brach unter diesem furchtbaren Eindruck vollständig zusammen. Kein Trost der Freunde, nicht die ernsten Ermahnungen eines Harms vermochten etwas über sie; in dumpfem und stumpfem Brüten gingen die Tage und Nächte hin; man fürchtete, sie in die Nacht des Wahnsinns versinken zu sehen. Meine Mutter wurde von den Freunden nach Kiel zu Hilfe gerufen; aber auch ihr Einfluß blieb anfangs wirkungslos. Als sie dann in die Gebrochene neues Leben leise zurückkehren sah, fühlte sie, daß ihr eine Hilfe, namentlich von kirchlich-religiöser

Digitized by Google

Seite, nottue. Mit glücklichem Instinkt fühlte sie, daß für diese Aufgabe Wentorp, ein ganz Fremder, gerade durch seine schlichte Einfachheit und sein männlich-kräftiges Wesen der rechte Mann sei. Sie rief ihn nach Kiel hinüber. Ihm gelang es wirklich, das Herz der Kranken mit heilender Hand zu erfassen und sie in vorsichtig-psychologischer Entwickelung dem Leben wiederzugeben. Als dann endlich Wentorp den Tag gekommen glaubte, sich endgültig von seinem seelisch genesenen Beichtkinde verabschieden zu können, erklärte sie ihm, sie habe ihr Leben als ein Geschenk von ihm zurück erhalten und sie wolle es nur für ihn haben. Wentorp trat in bescheidenster Weise vor dieser ihn völlig überraschenden Erklärung zurück; er wollte von ihr, was ihm zunächst als ein Opfer des Dankes erscheinen mußte, nicht annehmen; sie müsse, ehe sie über sich selbst verfügen könne, im vollen Sinne ihrer selbst wieder Herr sein. So zog er sich, obwohl von ihrem Wesen, ihrer feinen Bildung auf das tiefste berührt, einstweilen völlig zurück. Als er im Winter 1836 mit mir in Kiel war, hat er sie während dieser Monate, soviel ich weiß, auch nicht ein einziges Mal besucht. Sie aber blieb festen und klaren Sinnes bei dem einmal gefaßten Beschlusse. Ob nicht mein Mütterchen sie im stillen darin bestärkt hat, lasse ich dahingestellt; denn wo bei der das Herz ins Spiel kam, da waren für sie andere weltliche Rücksichten nicht vorhanden. Am Tage nach meiner Konfirmation wurde mir, der ich von der ganzen Geschichte nichts gespürt hatte, die überraschende Nachricht, daß Wentorp sich mit meiner alten Gönnerin Albertine von Warnstedt verlobt habe. Sie heirateten noch im Sommer. Während der schon

Digitized by Google

erwähnten Reise nach Hamburg, die wir 1836 machten, feierten wir ihre Hochzeit in Eppendorf. Bald nachher — Albertine war ein sehr wohlhabendes Mädchen — kaufte Wentorp von Herrn von Rumohr, dem wohlbekannten Kunstforscher, dem sogenannten Koch-Rumohr, dessen Güter Rothenhausen und Schenkenberg im Lauenburgischen, eine Meile von Lübeck entfernt. So wurde nun wieder aus dem Kandidaten der Theologie, dem übrigens das Predigen stets eine saure, schwer zu bewältigende Aufgabe war, ein wohlhabender, tüchtiger und glücklicher Grundbesitzer. Meine lieben Raffaelschen Stanzen hatte ich jetzt wieder in Rothenhausen vor Augen.

Digitized by Google

Schöne Zeiten im schönen Plön.

Ich selbst wurde gleich nach Ostern in Plön in die obere Abteilung von Sekunda aufgenommen. In höchst ungewohnter, aber ebenso angenehm empfundener Unabhängigkeit wohnte ich während des ersten Jahres in dem neuen, saubern Häuschen eines braven Schlächtermeisters, von seiner Frau und Tochter auf das sorgsamste gepflegt. Das ebenfalls sehr sauber bereitete Essen ließ wenigstens in seiner Massenhaftigkeit nichts zu wünschen. Sonst litt ich wohl darunter, daß wir im Hause uns etwas einseitig an die inneren Teile der Tiere hielten, deren Braten nach auswärts verkauft wurden. Um meine freundlichen Wirte nicht durch scheinbare Unzufriedenheit mit ihren Gerichten zu kränken, brachte ich gern Onkel Luckners Jagdhund um die Tischzeit mit nach Hause, der in betreff der äußeren oder inneren Bestandteile der Tiere weniger wählerisch war als ich: später hatte ich auch, halbwegs unter meiner Aufsicht, einen Quartaner als Hausgenossen zu Hilfe, der in seinem Heißhunger ebenso gut zu brauchen war wie des Onkels Hühnerhund.

Plön hatte sich seit der Zeit, die ich früher geschildert

Digitized by Google

habe, in betreff der Personen vielfach, in betreff seines eigentümlichen Charakters wenig geändert. Großmutter Luckner war 1832 gestorben und damit der alte Mittelpunkt der Familie aufgehoben. Der Onkel Ferdinand Luckner, Rittmeister bei den in Plön garnisonierenden Dragonern, hatte seinen fünf lebenden Kindern Nikolaus, Julie, Freya, Adamine und Alexander in seiner zweiten Frau Sophie de Chaufpié aus Hamburg eine von uns allen hochgeliebte, kluge und energische zweite Mutter gegeben. Sie schenkte ihm noch zwei Kinder: Anna und Heinrich. Dann zertrennte eine schmerzliche Katastrophe dieses Familienglück. Im Frühsommer 1836, eben während die älteren Lucknerschen Kinder mit mir und meinen Eltern die oft erwähnte dritte Hamburger Reise machten, hatte Luckner auf der Entenjagd das Unglück, daß ein durch seinen Hund angestoßenes sich entladendes Gewehr ihm den Unterarm zerschmetterte. Man glaubte unverständigerweise, den Arm retten zu können, und verschob die Amputation, bis es zu spät war. Wir Reisenden eilten auf die Nachricht, an deren ganzen Ernst wir doch noch nicht glauben wollten, sogleich nach Plön zurück — nur um nach 24 Stunden den geliebten Onkel sterben zu sehen. Es war ein furchtbar jäher Schlag für die arme Witwe und die Kinder, ja für uns und die ganze weitere Familie; denn der „Onkel Ferdinand" war die Liebe und Freude unser aller. Die äußeren Verhältnisse waren indessen wohlgeordnete und gute. Die im eigenen Hause in der Nähe des Marktplatzes wohnende Familie blieb auch fernerhin dort der Mittelpunkt der Luckners. In die Behausung meiner Großmutter war die

Digitized by Google

Familie des Onkels Theodor von Levetzow mit einer Schar von Söhnen und Töchtern eingezogen, deren jüngste, Ferdinand und Luise, meine Altersgenossen waren. Auch der ältere, schon früher genannte Bruder dieses Onkels Theodor, der „Onkel Joachim" mit seinen beiden Söhnen Wilhelm und Werner, war inzwischen nach Plön gezogen; so waren wir alten Freunde dort wieder beisammen. Eine verwitwete Schwester der beiden — älteren — Levetzows, Gräfin Moltke, bewohnte mit drei Töchtern einen Teil des Schlosses, in dessen linkem Flügel noch immer meine Tante Wedell-Jarlsberg hauste. Auch der alte Kammerherr Fabricius saß noch mit Frau und Freundin im andern Flügel des Schlosses. In dem kleinen Rokoko-Palais des Schloßgartens, welches ich ebenfalls schon des öfteren erwähnte, wohnte eine verwitwete Gräfin Wedell-Wedellsburg mit ihrer jungen Tochter Rosa (der nachmaligen Gräfin Rantzau-Breitenburg) und einer Nichte: Adamine von Rosen. Letztere ward meine spezielle Freundin, indem wir alles, was für Theaterunternehmungen zu dichten war, gemeinsam zu beschaffen pflegten. Im Städtchen wohnte noch der Oberforstmeister von Warnstedt mit Familie. Seine Frau, eine geborene Gräfin Baudissin, in erster Ehe mit einem Herrn von Bülow verheiratet, war die Mutter des nachmaligen preußischen Ministers des Auswärtigen Bernhard von Bülow; dieser selbst, der Vater des heutigen Reichskanzlers, hatte zur Zeit, von der ich hier spreche, das Plöner Gymnasium kürzlich mit der Universität vertauscht, zugleich mit zwei Brüdern von Warnstedt, deren der eine, Adolf, als Kurator der Universität Göttingen gestorben ist. Auch eine

Digitized by Google

vornehme alte Kammerherrin von Buchwaldt war mit ihren nicht mehr ganz jungen Töchtern nach Plön gezogen. Den wichtigsten Mittelpunkt aber für eine heitere und elegante Geselligkeit bildete das Haus des Grafen Baudissin-Knoop. So fand sich also in dem kleinen Landstädtchen von etwa 1200 Einwohnern wieder eine recht große Geselligkeit von feiner Art zusammen, deren wichtigster geistiger Anreger noch immer Trede, der Rektor des Gymnasiums, war. Wir Jungen, beiderlei Geschlechts, bildeten einen zu jeder Tollheit aufgelegten großen Schwarm. Der zwanglose Verkehr unter uns wurde dadurch befördert, daß ein großer Teil von uns wirklich Vettern und Kusinen waren, der Rest wurde in die Verwandtschaft annektiert. Um die Verhältnisse richtig zu organisieren, teilten wir uns gewissermaßen untereinander auf, so daß jeder und jede die eigene Herzensflamme hatte. Denn es versteht sich ja von selbst, daß hier unter unseren humanistischen Studien eine Propädeutik der Liebe nicht fehlen durfte. Diesen Verhältnissen ward noch ein gewisser romantischer Reiz verliehen durch das vollständige Zerwürfnis der Eltern Luckner und Theodor Levetzow; den Kindern ward der Verkehr verboten, um ihn in glücklicher Anlehnung an „Romeo und Julie“ nur noch pikanter zu machen. Ich bemerke und betone aber, daß dies alles vollkommen harmlos war und blieb, so daß sich das Ganze in dem Feuerwerk eines fröhlichen Jugendtreibens mit Tänzen, Theaterspielen, Landpartien, Eisfahrten u. s. w. verpuffte.

Ich kann aber, da ich eben das Wort „romantisch“ gebraucht habe, nicht daran vorübergehen, ohne noch eins hervorzuheben. Der romantische Zug war mir ja freilich

Digitized by Google

durch die ganze Richtung der Zeit in die Wiege gelegt. Seine kräftige Entwickelung erhielt aber nicht am wenigsten Nahrung durch die romantische Schönheit Plöns und seiner Landschaft. Die kleine Stadt liegt, rings von Seen umgeben, auf einem schmalen Landstrich um den mäßigen Hügel herum, dessen Höhe das alte herzogliche Schloß einnimmt, von alten Bäumen, Alleen und terrassenartig abfallenden Gärten umringt. Um die weitgestreckten Wasserflächen der Seen, die man von oben mit einem Blicke überschaut, zieht sich über Hügelreihen ein Gürtel herrlicher Buchenwaldungen, dazwischen eine fruchtbar lachende Landschaft. Wenn am Abend des hellen Sommertags über die leise bewegte Welle des Wasserspiegels der Mond seine Strahlen warf, welch herrliche Dekoration, um auf den Terrassen und unter den alten Bäumen ein romantisches Herzensspiel zu treiben, um nachzuempfinden, wie Werther zu Mute gewesen sein müsse, von dem man eben zum erstenmal gelesen hatte! Ein Stückchen: „Wie es Euch gefällt", in dem ich — ich wills nicht leugnen — oft genug die Rolle des Narren übernommen habe. Ich durfte mir an lustigem Spaß alles erlauben und ließ mir selbst alles gutgelaunt gefallen.

An der Spitze des Gymnasiums stand als Klassenlehrer der Prima, wie schon gesagt, Trede; neben ihm als Klassenlehrer der Sekunda ein Dr. Möller, dazu zwei andere Lehrer. In der Anpassung der Gymnasien an das neuere System ist man, wie mir scheint, sehr langsam vorwärtsgegangen. Aber Schulinspektor für die Herzogtümer war damals der berühmte Professor Gregor Nitzsch, der Verfasser der An-

Digitized by Google

merkungen zum Homer. Trotzdem war unter unseren vier Lehrern nur Möller ein Philologe neuern Zuschnittes und Schüler von Nitzsch. Denn Trede erfüllte doch als Philologe die neueren Anforderungen durchaus nicht, und die beiden unteren Lehrer blieben überhaupt hinter jeder billigen Anforderung zurück, wenn sie auch herzensgute und um ihre Schüler treu besorgte Männer waren. Möller, obwohl ein strammer Schulmeister, vor dem wir allen Respekt hatten, war ein zu einseitiger Grammatiker, um in uns wirkliches Interesse am Altertum zu erregen. Ganz anders Trede, ein ausgezeichneter Pädagoge. Hinter seinem Rücken machten wir uns wohl über seine wunderlichen Verschrobenheiten lustig, aber vor seiner bedeutenden Stirn und seinen durchdringenden Augen saß auch der lässigste Tölpel unter uns stramm und aufmerksam da. Während wir in Prima bei Möller den Sophokles und Thucydides ohne jeden innern Anteil stöhnend lasen, wußte Trede, wenigstens die Begabteren unter uns, zu begeisterter Beschäftigung mit Plato zu wecken. Sein ganzes Streben ging überhaupt dahin, dem Idealen in unseren jungen Köpfen die Oberhand zu schaffen und uns wider das Gemeine mit Scheu und Abscheu zu erfüllen. Er dehnte dies auch auf die äußere Erscheinung aus und liebte das Platonische Kalokagathon auch hierauf anzuwenden. Er wachte stets darüber, daß wir uns feiner Manieren befleißigten; ganz besonders aber hielt er auf ein reines und gutes Deutsch. Sowohl in Sekunda, wie in Prima förderte er dies durch wöchentliche Deklamationsstunden. Es war das immer die letzte Stunde am Vormittag des Sonnabends und galt uns als

Digitized by Google

eine Art Lohn für alle Mühen der Woche, denn sie bildete unser größtes Ergötzen, abgesehen etwa von dem, der selbst vortragen mußte und dabei unter der Marter von Tredes sehr scharfer, meist aber auch sehr lustiger Kritik stand. Trede selbst sprach meisterhaft und war ein Leser ersten Ranges für dramatische Sachen. Während des Winters pflegte er die beiden oberen Klassen an zwei oder drei Abenden einzuladen und las uns dann irgend ein Trauer- oder Lustspiel vor. Das waren Stunden nicht nur großen Genusses, sondern auch großer Förderung im Auffassen der Dichtungen. Als Primaner bildeten wir uns denn auch sofort unsere eigenen Leseabende, an denen wir unsere Lieblinge mit verteilten Rollen und mit größter Andacht lasen. Stand bei Trede Goethe im Vordergrund — denn es war gerade die Periode, in der Schiller neben ihm zu erblassen schien —, so hielten wir mit um so größerer Begeisterung an unserm Schiller fest. An Shakespeare wagten wir uns nur selten. Ich für mein Teil geriet um diese Zeit über Jean Paul, der sofort einen tiefen Einfluß auf mich gewann; ich ruhte nicht, bis ich mich in den Besitz eines eigenen Exemplars seiner sämtlichen Werke gesetzt hatte, und je weiter ich mich hineinlas, desto mehr nahm mein ganzes Empfinden, oft genug natürlich auch meine Redeweise, Jean Paulsche Färbung an. Das verwischte sich ja bald wieder; ich gewann aber zugleich dadurch einen reichen und unvergänglichen Schatz für mein ganzes Leben. Die lange Galerie seiner kostbaren gehaltvollen Gestalten Wult und Walt, Siebenkäs, Katzenberger, Quintus Fixlein, und wie sie alle heißen, leben bis heute als meine guten

Digitized by Google

Kameraden mit mir fort. Wie oft habe ich die Jugend der späteren Zeiten beklagt, die in all' diesem nur ungenießbare Sentimentalität, barocken Wirrwarr und Schwulst zu erkennen weiß, weil ihr Empfinden dem Dichter nicht mehr folgt. Noch 60 Jahre später, als ich zum erstenmale meinen Fuß auf die Isola bella setzte, erkannte ich sofort die zauberhafte Insel aus dem Titan, über die ich dann mit dem kataleptischen Malteser und seinem Sohne träumend hinwandelte.

Schon im Beginn meiner Primanerzeit geriet ich aber auch auf Shakespeare, der bald meine Phantasie fast ausschließlich erfüllte. Ich fand dabei einen Führer; das hängt aber mit einer Veränderung meiner äußern Lage zusammen, deren ich vorher Erwähnung tun muß. Man hatte es für gut befunden, mich aus meiner Freiheit in der Schlächterbehausung wieder einzufangen und mich statt dessen in einen schützenden Käfig zu setzen. Den äußern Anlaß dazu mochte ein dummer Streich geben, zu dem ich mich hatte verlocken lassen; er ist für uns romantische Burschen charakteristisch genug.

Ein Tertianer, begabt mit einiger Eskimonatur, hatte sich bereits unbillig lange in Tertia aufgehalten. Die Lehrer hatten ihn bedroht, wenn er noch einmal durchs Examen fiele, ihm die Schule zu schließen; sein Vater fügte die Drohung hinzu, ihm in diesem Falle oder, wenn er noch einmal einen dummen Streich machte, auch seine Türe zu verbieten. Durch solche, allerdings arge Doppelfalle bedrängt, räsonierte er folgendergestalt: Daß er einen neuen dummen Streich mache, sei auf alle Fälle unvermeidlich, worauf ihm denn nichts übrig bleibe, als über Hamburg in

Digitized by Google

die neue Welt zu entweichen; es sei aber praktischer, diese Katastrophe gleich jetzt herbeizuführen, wo er noch sein volles Quartal und damit das Geld für die Schiffsreise in der Tasche habe. Um nun aber seinem Vater und den Lehrern begreiflich zu machen, weshalb er durchgebrannt sei, komme es also nur darauf an, den zur Bedingung gestellten dummen Streich mit guter Überlegung vorher zu machen und darauf sofort mit dem Ranzen auf dem Buckel nach Hamburg zu entschlüpfen. Er zog als zwei hochverständige Helfer Nikolaus Luckner und Ferdinand Levetzow ins Geheimnis und diese wieder mich, teils um einen Zuschuß für die Reisekosten zu erhalten, teils um durch mich das Pferd meines Schlächtermeisters zu mieten, auf dem ich spazieren zu reiten pflegte. Als passender und genügend dummer Streich wurde der Vorschlag des Delinquenten angenommen, dem unschuldigen Quartus unmittelbar vor Schluß der Nachmittagsschule in der Mathematikstunde eine Ohrfeige zu geben. Die Rollen wurden verteilt; alles klappte vortrefflich: die Ohrfeige, der scheinbare Spazierritt und unsere letzte Zusammenkunft mit dem Scheidenden, der übrigens nicht einmal unser Freund war, in der „Hintersten Wache", einer ländlichen Kegelwirtschaft, welche wir viel besuchten. Von hier aus wollte er dann die einsame Reise über Neumünster nach Amerika zu Fuß beginnen. Wir hatten uns ein Glas Punsch zum Abschiedstrunk geben lassen; Bier zu trinken war — im Vorübergehen gesagt — damals noch nicht Sitte, weil es noch kein einheimisches trinkbares Gebräu gab. Eben wollten wir uns die biederen Hände zum Abschied schütteln, da trat zu unserm Erstaunen der Wirt mit einer

Digitized by Google

dampfenden Bowle Punsch herein, setzte sie vor uns auf den Tisch, nahm selbst Platz und sagte freundlich: „Nu drinken Se man irst ock mit mi en Glas.“ Der verständige Mann hatte gleich Verdacht geschöpft wegen unseres sonderbaren Aufzuges und ab- und zugehend bald richtig erlauscht, um was es sich handelte. Als kluger Diplomat ging er erst scheinbar zustimmend auf die Erörterung unserer Pläne ein, indem er seine Verschwiegenheit gelobte, bis er uns mit seinem fleißig eingeschenkten kräftigen Getränk so weit erwärmt hatte, daß er auf einige Neigung zu gerührten Stimmungen und zu allgemeiner Begeisterung für die Tugend rechnen durfte. Dann begann er damit, die armen Eltern des Flüchtlings zu beklagen. So lenkte er auf die Schuld hin, die dieser selbst auf sich lade, und auf die Verantwortung, welche seinen Helfern zufallen würde. Bald genug hatte er uns anderen auf seiner Seite. Noch für eine Weile saß unser kühner Abenteurer stumm und blaß da; endlich lagen wir vier edlen Jünglinge uns mit Tränen in den Armen! „Die Träne rann, das Leben hatte uns wieder!“ Unser guter und kluger Wirt rieb sich vergnügt die Hände. Also: umkehren! Aber was nun? Die Ohrfeige und die Dummheit waren da! Schule und Haustüre zugeklinkt. Da kamen wir drei weisen Sekundaner auf die Betrachtung, wir würden dem Schuldigen die Schuld erleichtern, wenn wir gleich selbst für ihn und uns die Beichte und die Erklärung des ganzen Hergangs übernähmen. Luckner wurde sofort nach der Rückkehr in die Stadt an den Direktor Trede abgesandt. Wir beiden anderen feierten inzwischen wohlgemut den Geburtstag der Königin auf einem

Digitized by Google

Bürgerball im Rathaus, getragen von dem Hochgefühl unseres edlen Verhaltens. Natürlich ging es uns demnächst herzlich schlecht; erst wurde der Flüchtling ins Karzer gesteckt, bis sein Vater kam, um die Schule von ihm zu erlösen, dann wurden meine beiden Kameraden je auf einen Tag und ich, als der Mindestbelastete, auf einen halben Tag ins Karzer gesteckt. Es war eine schreckliche Begebenheit für ganz Plön und seinen viermeiligen Umkreis. Unsern umgekehrten Amerikafahrer habe ich nie wiedergesehen, aber gehört, daß sein Vater ihn zu einem Landmann in die Lehre tat, wo sein Mangel an Begabung für Latein und Griechisch sich im Verkehr mit Kühen und Schafen weniger störend geltend machte.

Daß man einige Aufsicht für mich für nötig hielt, mag aber wohl einen allgemeinern Grund gehabt haben. Das mir zwei Jahre später beim Abgang aus Prima erteilte Zeugnis, welches mir, von Tredes eigener Hand geschrieben, vorliegt, und dessen Charakteristik meines Wesens und Studiums ich heute als sehr vortrefflich anerkennen muß, enthält folgenden Passus: „. . . wenn aber sein Fleiß, wie lobwürdig im allgemeinen, doch nicht zu allen Zeiten gleich ernst und geregelt war, so lag die Veranlassung dazu größtenteils darin, daß er den Störungen, welche seine hiesigen verschiedenen Verwandtschaftskreise veranlassen mochten, nicht willenskräftig genug zu widerstehen wußte."

So wurde ich denn zugleich mit der Versetzung nach Prima Ostern 1837 dem zweiten Geistlichen in Plön, Pastor Nielsen, in Pension gegeben. Er war ein Bruder des nach-

Digitized by Google

mals vielgenannten oldenburgischen Hofpredigers und Generalsuperintendenten Nielsen, nicht gleich hervorragenden Geistes mit diesem, wohl aber ein vielseitig gebildeter, höchst wohlwollender Mann. Er lebte in kinderloser, übrigens glücklicher Ehe mit einer ältern Frau, die die Zügel des Regiments stramm in der Hand hielt, dem Gatten an feiner Bildung durchaus nicht nachstehend, an energischem Charakter weit überlegen. Mich hat sie mit geradezu zärtlicher Liebe mütterlich gehegt und gepflegt. Im Jean Paul war sie eben so zu Hause, wie ich selbst; daneben aber war auch sie es, in der ich jetzt eine treffliche Führerin bei der Lesung Shakespeares fand.

Wurde die Absicht, mich von meinen bisherigen Verkehrskreisen etwas abzusondern, schon durch das schöne Familienleben im Pastorate zum Teil erreicht, so erfüllte diese Absicht sich noch mehr dadurch, daß mein empfängliches Herz in weiterer Vorbereitung auf „die künftige Geliebte", wie Klopstock sie feiert, eine „Schwester" annektierte, die es einstweilen ganz erfüllte.

Es war eine Verwandte des Pastorhauses, die wiederholt längere Zeiten bei uns weilte, acht Jahre älter als ich, nicht mehr in erster Jugendblüte, aber noch von eigentümlich fesselnder Schönheit; in den großen lichtbraunen Augen lag ein Zug von lieblicher Sentimentalität, von Güte und Treue. Sie war voll Verständnis für alles Poetische, wenn wir, wie gewöhnlich nach dem Abendessen beisammen saßen, Altes und Neues lesend, Rückert, auch Anastasius Grün, dessen Spaziergänge eines Wiener Poeten uns mit neuem frischen Geiste anwehten. Danach pflegte ich sie am Klavier

Digitized by Google

zu begleiten. Sie sang zwar ohne viel Schulung, aber mit schönem, sympathischem Mezzosopran und innig-feurigem Temperament. Sie ist mir dadurch ungewollt zur förderlichsten Musiklehrerin geworden. Mein Klavierspiel hatte ich zwar auch in Plön fleißig fortgesetzt, aber mein Lehrer war ein Musikhandwerker ohne innere Bildung. Er tummelte mich in geistloser Musik umher: endlose Variationen von Henri Herz waren mein Paradepferd. Wohl drangen soeben die ersten Hefte der Mendelssohnschen Lieder ohne Worte in unsere Klavierwelt ein, ließen mich jedoch noch kalt, weil sie für den durch das Gemeine verdorbenen Geschmack zu edel waren. Indem ich aber den seelenvollen Gesang meiner neuen Freundin begleitete, mit ihrer Auffassung ins Innere der Lieder eindrang, den Schmelz ihrer Töne auf das Klavier zu übertragen bestrebt war, machte ich für mich selbst den wichtigsten Fortschritt. So hatten wir uns eine Weile harmlos miteinander unseres Verkehrs erfreut, als mich plötzlich ein Zufall völlig verzauberte. Der Zufall bestand in einem Händedruck, der nicht einmal von ihrem Herzen eingegeben war, sondern nur eine in meiner Hand gefährdete Tasse retten sollte. Ich ging tagelang wie im Traum umher. Es war, als ob die Liebe, die ich bisher auf meiner privaten Jugendbühne gespielt hatte, mir einen kleinen erzieherischen Wink geben wollte, daß ich noch nicht ins richtige Fahrwasser gekommen sei. Der feine Takt und Sinn meiner mir in ihrer weiblichen Erfahrung doppelt überlegenen Freundin wußte die zu hoch gehenden Wogen schnell zu besänftigen. So ganz unberührt blieb aber auch sie nicht bei dieser kleinen Katastrophe und ungewollt nahm

Digitized by Google

unser Verkehr doch, wenn wir allein miteinander plauderten, einen etwas zärtlichern Ton an, als wenn unsere Pastorsleute dabei saßen. Für dies kleine heimliche Spiel erfanden wir uns die Rollennamen von Schwesterchen und Brüderchen und waren froh und beglückt über das kleine Spiel, dem die Geschwistermaske seine Reinheit und Harmlosigkeit wohl wahrte. Wenn ich so an jene Tage zurückdenke, ist mir, als ob ich ewig unter blauem Himmel umhergewandelt wäre, bei Tage träumend; und nur in dem schattenhaftern Traum, den der nächtliche Schlaf brachte, hätte manchmal das Schwesterchen neckisch die Maske gehoben und ein ander Gesicht gezeigt. Ohne Zweifel standen wir an der Grenze des Problems der Goetheschen Geschwister. Für uns aber löste nicht die Hand des Dichters das Problem, sondern der ruhige Gang des Lebens. Dem annektierten Schwesterchen entführte mich — ganz zu rechter Zeit! — meine Übersiedelung nach Lübeck zu Ostern 1839.

Über meine beiden Primanerjahre in Plön muß ich aber sonst noch einiges berichten. Es reifte in dieser Zeit ein Entschluß in mir, dessen Folgen, wenn sie auch nicht zu dem damals ins Auge gefaßten Ziele führten, doch weiterhin in meine innere Entwickelung tiefer eingriffen. Ich fühlte mehr und mehr eine Abneigung gegen das zum Staatsdienst führende Studium der Jurisprudenz. Denn nach damaligen Anschauungen schien dies der einzige mir offenstehende Lebensweg zu sein. Meine Abneigung dagegen beruhte gewiß genug auf recht unklaren und vielleicht kindischen Vorurteilen. Gleichwohl lag doch etwas von richtigem Instinkt darin. Ein guter oder gar hervorragender

Digitized by Google

Verwaltungsbeamter wäre niemals aus mir geworden, noch viel weniger ein Soldat. Der Gedanke an eine gelehrte Karriere lag mir damals völlig fern. Ein Schauspieler hätte ich schon werden können, und das ist mir oft genug als ein lockender und lustiger Gedanke durch den Sinn gegangen, aber doch niemals als ernste Absicht. Da gab plötzlich mein geliebter Jean Paul die Lösung. Ich las seine liebenswürdige kleine Skizze „Das Glück eines schwedischen Pfarrers". Plötzlich stand es klar, wie mir schien, vor meinen Augen: da ist das höchste und wahre Glück zu finden, in solcher, dem Göttlichen und dem Frieden auf Erden geweihter Tätigkeit! Die Verhältnisse, nicht sowohl im Pfarrhause, in dem ich damals lebte, sondern hauptsächlich bei Nielsens vorhin genanntem Bruder, der zu jener Zeit einige Meilen von Plön entfernt, in Sarau eine große Dorfpfarre hatte, schienen meines Dichters Schilderungen zu bestätigen, zwar nicht in seiner sentimental-poetischen Weise, wohl aber in tieferm Ernst. Hier sah ich den Friedensbringer vor mir, in dessen eigener tiefer Seele der göttliche Friede wohnte. So entstand denn urplötzlich der Beschluß, Theologie zu studieren. Mit meinem guten Pastor Nielsen besprach ich ihn zunächst und fand seine freudige Billigung. Er erklärte sich auch bereit, mir den notwendigen hebräischen Unterricht zu geben, da die Unterweisung im Gymnasium zu dürftig war, mir auch schnellere Förderung not tat. Meine Mutter fühlte sich tief beglückt durch diese überraschende Wendung; mein Vater schüttelte wohl den Kopf, vielleicht sogar etwas ungläubig, aber er ließ mir meinen Willen, dachte wohl: kommt Zeit, kommt Rat. Meine Plöner

Digitized by Google

Freunde, jung und alt, waren zunächst entrüstet; nur das annektierte „Schwesterchen" verstand mich ganz und stand mir treu zur Seite. Aber auch die anderen beruhigten sich bald, als sie sich überzeugten, daß mein Entschluß weder aus einer sonstigen Änderung meines Wesens hervorgegangen, noch auch eine solche irgendwie zur Folge hatte. Ich blieb derselbe, eigentlich immer lustige Bursche, darin der echte Sohn meines kleinen, rundlichen Vaters, zu jeder vergnügten Unternehmung, selbst zu jeder Tollheit bereit, wenn sie harmlos und einigermaßen genial war. Hätte ich mich damals begriffen wie heute, so hätte ich doch wohl urteilen müssen, daß aus dem neuen Theologen in spe der glückliche schwedische Pfarrer nicht hervorgehen werde. Einstweilen indessen warf ich mich nun eifrig aufs Hebräische und empfand überhaupt einen Antrieb zu ernsterm Fleiß. Vorher litt ich an dem bedenklichen Talent, meinen Mitschülern im allgemeinen auch ohne Fleiß an der Seite zu bleiben; damit nahm ich es jetzt, als künftiger Pastor, doch ernster.

Noch eins möchte ich erwähnen, nicht sowohl zu meiner eigenen Charakteristik, als zu der der Kreise, in denen ich damals lebte. In diese Jahre fällt die erste politische Begebenheit, welche mich als solche berührte. Nicht von der Julirevolution des Jahres 1830 und ihren Folgen, nicht von der Einführung der Provinzialstände bei uns ist mir irgend ein Eindruck geblieben. In den royalistischen Kreisen, innerhalb derer ich lebte — ich kann nur diese Bezeichnung wiederholen —, herrschte und blieb noch immer die tiefste politische Windstille; höchstens hörte man einmal ein mißbilligendes Wort über „die Kieler Demokraten" und ihre

Digitized by Google

„Kieler Blätter", unser erstes Oppositions- oder wie man damals sagte Demokratenblatt. Was auch bei uns die öffentliche Meinung tiefer erregte, war die Göttinger Katastrophe vom ausgehenden Jahre 1837, der mutige Protest der sieben Professoren gegen den Verfassungsbruch des Königs. In unserm kleinen Kreise im Pastorenhause regte sich auch sonst schon einiger Oppositionsgeist, für mich jedenfalls noch wesentlich ohne zu wissen gegen was oder wofür. Unter den sieben Göttinger Professoren stand mir Dahlmann auch persönlich nahe. Gekannt hatte ich ihn schon in Kiel; er war in zweiter Ehe mit einer Milchschwester meiner Freundin Wentorp verheiratet, mit der zusammen sie im Warnstedtschen Hause erzogen war. Dadurch war mein Interesse an Dahlmann und seinem steigenden Ruhm in der gelehrten Welt immer wach gehalten. Zum erstenmal verfolgte ich jetzt eine politische Broschüren-Literatur; ein ganzer Strom neuer Anschauungen nahm damit seinen Einzug in mein Gehirn.

Die Zeit meines Abgangs von Plön rückte heran. Zu Michaelis 1838 war ich Primus in Prima geworden. Mein Vater, oder wer ihn hierin verständig beraten hat, war aber der Meinung, ich sei noch zu jugendlich-unselbständig für die Universität. Es ward beschlossen, mich noch für ein Jahr aufs Lübecker Gymnasium zu schicken. Ich ließ mir das gern gefallen, zumal da ich kürzlich von einem Besuch in Lübeck sehr angenehme Eindrücke von dem Gymnasium und seinen Primanern mit heimgebracht hatte. Mit gütigen Worten entließ mich in Plön das schon erwähnte Abgangszeugnis. Nach der kleinen Rüge wegen meiner zu vielen geselligen Vergnügungen fährt es fort: „Im übrigen ist Er uns

Digitized by Google

durch seine Leistungen, wie durch seinen Sinn und Wandel wahrhaft lieb und wert geworden, sodaß wir Ihn mit dem herzlichen Wunsche, daß alle die schönen Hoffnungen, welche Er bisher für das Gedeihen seiner Zukunft als Mensch und Staatsbürger weckte, in vollem Maße erfüllt werden mögen, begleiten."

Digitized by Google

In Lübeck. Ein Jahr des Übergangs.

Die Wahl des Lübecker Gymnasiums war ein sehr glücklicher Griff. So wenig man dort ein Abgangsexamen hatte, so wenig wurde von mir das Zeugnis über ein Plöner Abgangsexamen gefordert. Der Direktor unterzog mich einer kurzen Prüfung und setzte dann den Plöner Primus in die zweite Abteilung der, im Unterricht übrigens ungeteilten, Prima. Diese Zensur war vollständig berechtigt, denn ich war nicht nur in einer Reihe von einzelnen Gegenständen, sondern in der Gesamtreife hinter den dortigen Primanern, namentlich der Oberabteilung, zurück. Weder von griechischen Accenten wußte meine Seele etwas, noch konnte ich mit der Fabrikation lateinischer Verse fertig werden, deren „Materie“ uns in die Feder diktiert wurde. Glückliche Dichter! Der Mathematik-Unterricht lag so weit über meinen Horizont hinaus, daß ich mich während des ganzen Jahres nicht hineingefunden habe. Nur in der Lektüre meines geliebten Plato war ich meinen neuen Mitschülern von Anfang an überlegen, und mit Begeisterung ließ ich mich auf das weit höhere Niveau des dortigen Geschichtsunterrichts heben. Die in Lübeck geforderte Gewandtheit des Lateinsprechens hatte

Digitized by Google

ich mir bald erworben. Das Lübecker Gymnasium stand eben vollständig auf dem Boden der neuesten Reformen, geleitet durch zwei Lehrer von hervorragender Bedeutung. An der Spitze stand Direktor Jacob, ein ausgezeichneter Philologe, namentlich auf dem Gebiete der Lateiner, und ebenso ein ausgezeichneter Pädagoge, stramm und strenge; ein freundliches Lächeln auf seinem gewöhnlich tief ernsten Gesicht war für den dem es galt die höchste Genugtuung. Dem Unfleißigen, Unaufmerksamen gegenüber ein sehr unbequemer Peiniger, dem eifrigen Schüler gegenüber aber immer gütig und auch gegen augenblickliche Schwächen nachsichtig; in beiden Fällen nach unser aller Bewußtsein der gerechte Richter. Es war nicht leicht, seinen kritisch-grammatischen Erörterungen, z. B. bei der Erklärung des von ihm sehr bevorzugten Tacitus, zu folgen; faßte und folgte man aber erst, dann empfand man auch den Gewinn, den er bei allem Unterricht als das oberste Ziel im Auge hatte: seine Schüler zu selbständigem Denken zu erziehen. Deswegen ließ er es z. B. mitunter ruhig geschehen, daß wir uns über irgend welche grammatische Frage, lateinisch sprechend, mit der von ihm aufgerufenen Corona in eine Disputation verwickelten, die vielleicht die ganze Stunde einnahm. Er stand dann vergnügt lächelnd auf seinem obern Katheder und zerrieb eine Prise nach der andern, anstatt sie bis in die Nase zu befördern. Wenn hinterher in der Stunde nach ihm unser herzensguter, aber entsetzlich langweiliger hebräischer Lehrer das Katheder bestieg, schnupfte dieser mit Behagen die vom Direktor hinterlassene Aussaat auf. Seine Schüler kannte der Direktor schnell in ihrem ganzen Wesen, als hätte er

Digitized by Google

sie mit geistigen Röntgen-Strahlen durchleuchtet. Wir verehrten ihn alle; die Faulen mit Furcht, die Fleißigen mit Anhänglichkeit und Bewunderung.

Neben ihm, fast in allem ein Gegensatz zu ihm, stand der treffliche Johannes Classen als Klassenlehrer von Sekunda. Auch er ein feingebildeter Philologe und tüchtiger Historiker. Bekanntlich war er in jüngeren Jahren Erzieher im Niebuhrschen Hause, später Direktor des Frankfurter Gymnasiums und zuletzt des Hamburger Johanneums. Ein Mann von rastloser, sprudelnder Lebendigkeit, von feinster Geistesbildung, großer Herzensgüte, der sich auch persönlich seiner Schüler sehr wohlwollend annahm. Wir betrachteten es als eine große Auszeichnung, wenn wir an den Teetisch seiner liebenswürdigen Frau, einer ältern Schwester Wilhelm Wattenbachs, geladen waren. Classens Lehrfächer in Prima waren Griechisch, Geschichte, deutscher Aufsatz und Literatur, wobei wir Wackernagels Lesebuch benutzten. Hier zuerst erfuhr ich etwas von den Nibelungen und anderen altdeutschen Dichtungen. Deutsche Aufsätze schrieben wir nur höchstens alle vier Wochen; Classen pflegte eine Anzahl Themen aufzugeben, aus denen jeder sich wählen mochte, und ließ sich gern mit uns über das gewählte Thema in ein Gespräch ein, um unsere Gedanken in richtige Bahnen zu lenken. Daß wir einem solchen Lehrer gern und freiwillig folgten, ist begreiflich; seine Persönlichkeit in ihrem feurigen, alles andere vergessenden Eifer war sonst keineswegs dazu angetan, strenge Zucht unter uns zu halten. Wir übten sie eben aus Anstandsgefühl von selbst. Wir fühlten uns hier nicht mehr als Schulbuben, sondern als strebende Jünglinge.

Digitized by Google

Aus den Räumen dieses Gymnasiums sind die Träger mancher später berühmt gewordener Namen hervorgegangen. Zwei Jahre vor meinem Eintritt gingen von hier aus Emanuel Geibel, Ernst und Georg Curtius und Wilhelm Wattenbach zur Universität ab. Eine kleine von ihnen gegründete Lese- und Vortrags-Gesellschaft blühte noch fort und ich wurde gleich in sie aufgenommen. Von den Mitgliedern dieses kleinen Kreises ist nur einer später in weiteren Kreisen bekannt geworden: Matthias Claudius, ein Enkel des gleichnamigen Dichters. Die volkstümliche Originalität seines Großvaters spiegelte sich in ihm wieder. Er war, obwohl äußerlich nichts weniger als anziehend, ein lieber, prächtiger Kamerad, bis zum Übermaß uneigennützig und dabei ein gelehrtes Haus über uns anderen alle hinaus. Mich liebte er sehr und brachte mir die griechische Accentlehre bei, was aber eigentlich nur darin bestand, daß er meinen Morgenkaffee teilte und dabei über meine griechischen Scripta die richtigen Accente setzte.

Eine charakteristisch altstädtische Erscheinung war meine Pensionsmutter, „Mam Stange", wie alle Welt sie nannte. Bei meinem früher erwähnten Besuch in Lübeck hatte Adelbert Baudissin, damals soeben nach Prima versetzt, ältester Sohn des Grafen Joseph Baudissin zu Borstel, Zuneigung zu mir gefaßt. Auf die Kunde, daß ich aufs Lübecker Gymnasium kommen werde, schlug er mir vor, mit ihm die Wohnung zu teilen und wir zogen zu der guten, dicken Madame Stange in ihr altes Patrizierhaus in der Königsstraße. Ihr schon seit lange verstorbener Gatte war einst ein reicher Großkaufmann gewesen. Durch Handelskrisen war

Digitized by Google

aber der größte Teil des Vermögens verloren gegangen; zwei Söhne waren indessen als wohlsituierte, selbständige Kaufleute etabliert, zwei Töchter in guten Verhältnissen verheiratet. Die alte Mutter hatte hauptsächlich nur das geräumige alte Haus für sich behalten. Gewöhnt an den lebendigen Menschenverkehr im einstigen großen Geschäft ihres Gatten, fand sie ihre Befriedigung darin, das ganze Haus voll Pensionäre der verschiedensten Art zu haben. Außer uns beiden Primanern war da ein alter einspänniger Protonotar, ein kluger Kopf, in den Geschäften der Stadt hochgeachtet, der heiter mit uns Jungen verkehrte; ein hochorthodoxer Kandidat der Theologie, der als Hilfsgeistlicher wirkte und das gewöhnlichste von der Welt mit so tiefem Pathos und so rollenden Augen aussprach, als wenn er uns alle von der Kanzel herab niederdonnern wollte; ein schwedischer Jüngling, der die Handelsschule besuchte, an Leibesumfang wie ein Luftballon und das Gesicht wie eine Sonnenblume. Er lächelte immer wohlwollend und sagte nie etwas. Dazu dann noch ein französischer Sprachlehrer, der mit der großen ernsthaften Habichtsnase im hagern Gesicht und den geziert auswärts schreitenden Füßen genau aussah wie irgend ein Pedant aus der Molièreschen Komödie. Zum Essen kamen noch einige Herren von auswärts hinzu. Wenn dann das alte Mädchen, das Faktotum unserer guten Wirtin, die ungeheure Suppenterrine mühsam auf den Tisch gebracht hatte, dann erschien „Mam" Stange selbst und übernahm den Vorsitz am Tisch, ganz mit der Würde der alten Patrizierin. In großer, blendend weißer, schön getollter Haube, das gute, alte Gesicht glühend rot vom Heerd-

Digitized by Google

feuer, vor dem sie, sorgsam auf jede Speise acht gebend, gestanden hatte. Uns mit Speise und Trank zu pflegen, ja zu nudeln, war ihre höchste Lust. Wir bezeigten unsern Dank dadurch, daß wir plattdeutsch mit ihr redeten, wie es zur Zeit ihrer jungen Jahre auch in den vornehmeren Häusern Sitte gewesen und ihr bequemer geblieben war; dann erzählte sie gern von den alten Tagen, und es war ergötzlich genug, ihr zuzuhören. So erzählte sie uns einmal von 1806, von der Kapitulation Blüchers und der Einnahme Lübecks durch die Franzosen: „Wi har'n den Spetakel all lang hört, da kümt uns Johann und schriet: ‚Mam Stange, maken's doch de Laden to, se scheet ja in de Finster!' ‚Wat,' segg ich, ‚scheeten in Börgers Huus! Johann, denn loop mal na de Wach!' — Averst dat schult ja nu nich mehr helpen un denn käm da ook gliiks de Inquarterung, so'n Stücker sös Offizieren." Ich meinte, da wäre denn doch wohl eine schlimme Zeit gekommen? „Och nee!," antwortete sie, „wie har'n just en Ossen slacht, und ik har gliiks en groten Braden un en paar Buddeln Wiin up'n Disch. Da seg ick: ‚na gu'n Dag, miine Herrn Franzosen, nu leggen Se man de olen Säbeln weg und eten erst en Stück Ossenbraden.' Da weren se gans vergnögt und nett!"

Ehe ich von meinem Verkehr in Lübeck einiges erzähle, muß ich von einer Begegnung berichten, die mir einen für immer nachwirkenden Eindruck hinterließ. Mit unserer Madame Stange waren Baudissin und ich zu einem Abendessen im Hotel „Fünf Türme" eingeladen, dessen Besitzer der Schwiegersohn unserer alten Hauswirtin war. Während vor dem Essen die meisten der Herren sich an die

Digitized by Google

Spieltische setzten, wurde ich aufgefordert, den Damen etwas Musik zu machen, wozu ich jederzeit gern bereit war. Ich hatte irgend eines meiner Paradestücke gespielt, vielleicht Variationen von Herz, da legte mir jemand die Hand auf die Schulter und sagte: „Recht gut, recht gut! Aber warum spielen Sie so schlechtes Zeug?“ Es war ein hoher, breitschultriger, alter Herr mit sehr bedeutendem Kopf, hoher Stirn und halb zugekniffenen, aber blitzenden Augen, die Züge des fleischigen Gesichtes nicht schön, aber kräftig, eine Erscheinung, die man nicht wieder vergaß, wenn man sie einmal gesehen hatte. Er ließ mich einige Volkslieder spielen und wandte sich dann ab, als er sah, daß das nicht mein Repertoir war. Ich erkundigte mich verwundert, wer denn dieser unhöfliche, alte Herr sei? „Den kennen Sie nicht?!“ hieß es, „das ist ja der ‚Kunst-Rumohr‘.“ Ich hätte sonst von ihm kaum etwas gewußt, noch von seinen Schriften über die italienische Kunst u. s. w. Von ihm aber hatte ja vor kurzem mein Wentorp die Güter Schenkenberg und Rothenhausen gekauft und Rumohr hielt sich hier in Lübeck noch auf, um die Fortschaffung seiner Kunstschätze von dort zu überwachen. Nach allem, was ich über den ebenso bedeutenden wie eigentümlichen und im Verkehr nicht immer bequemen Mann gehört hatte, war ich sehr neugierig, ihn mir näher anzusehen, wandte mich also gleich wieder zu ihm, um ihm zu gestehen, daß ich ihn nicht gekannt habe. Ich hütete mich wohl dabei, von Wentorp oder Rothenhausen zu sprechen, denn ich wußte, daß Rumohr den ihm sonst so lieben Besitz nur in einem Anfall von Wut über ein unter der Verwaltung seines Bruders gebautes Guts-

Digitized by Google

haus verkauft hatte und es jetzt schon tief bereute. Er ließ sich gleich in ein freundliches Gespräch mit mir ein, dem ich wohl anfühlte, daß er prüfen wollte, weß Geistes Kind ich sei. Als wir später schieden, forderte er mich freundlich auf, ihn zu besuchen, da er noch einige Wochen bleiben werde. Am nächsten Tage, es war ein Sonntag, lud mich ein Billetchen zu Tische ein. Wir zwei waren allein. Daß Rumohr ein großer Gourmand oder richtiger, um den treffenden Börneschen Ausdruck zu gebrauchen, ein Eßkünstler war, sieht man schon aus dem vielgenannten Kochbuch, welches er geschrieben hat. Wie die darin verzeichneten, auf Gott weiß welche Prinzipien aufgebauten Gerichte sind, weiß ich nicht. Die geistreiche Vorrede ist aber noch immer lesenswert. Wir aßen ausgezeichnet und schwatzten leichthin dabei; er liebte es nicht, sich im Essen durch geistige Anstrengung zu stören. Erst beim Kaffee begann er ein Gespräch über musikalisch-ästhetische Fragen. Ich folgte gespannt seinen lehrreichen Auseinandersetzungen. Da er zufällig Gluck nannte, unterbrach er sich mit der Frage: „Kennen Sie denn Gluck?" Mir war noch nie im Leben eine Note von Gluck vorgekommen; mein Plöner Lehrer hätte das ohne Zweifel für alte Perrückenmusik erklärt. Rumohr holte unter einem großen Berg alter Noten einen Band hervor: es war ein Klavierauszug von Glucks „Alceste". Er legte ihn vor sich und ich mußte so neben ihn treten, daß ich, seinem weisenden Finger folgend, nachlesen konnte; er erläuterte mir nun zuerst den Gang des Textes, um mir begreiflich zu machen, daß es sich hier nicht um ein gewöhnliches leeres Libretto handle, sondern auch dem Texte nach

Digitized by Google

um ein dramatisches Kunstwerk. Dann ging es an die Musik; leicht fortblätternd skizzierte er mir deren ganzen Gang, summte und brummte die Hauptthemen, machte mich auf die hohe Bedeutung dieser Rezitative aufmerksam; nach einer Stunde hatte er mir einen klaren Begriff des Ganzen erschlossen und eine neugierige Begeisterung für Gluck beigebracht. Ich hörte später, daß ich den eigentümlichen Mann bei dieser Gelegenheit so recht in seiner eigensten Art habe kennen lernen. Mit der Jugend zu verkehren war seine ganz besondere Lebensfreude, um sein geistiges Wesen, seine Anschauungen, man möchte sagen in sokratisch-akademischer Weise auf sie zu übertragen. Bei mir fing das sogleich Feuer. Schon nach wenigen Wochen hatte ich alle mir zugänglichen Gluckschen Klavierauszüge durchgespielt und eine gesunde Gährung in meinem ganzen Musikleben war die natürliche Folge davon. Ich glaube kaum, daß Henri Herz noch wieder in meine Finger kam. Dazu wirkte freilich noch anderes mit.

Natürlich machte ich in Lübeck mancherlei Bekanntschaften; wirkliche Freundschaft fand und schloß ich nur in einem Hause, dem des wohlhabenden Handelsherrn und schwedischen Konsuls Nölting. Der selbst sehr feine und liebenswürdige Mann war mit einer Hamburgerin, einer hochgebildeten und kunstsinnigen Frau verheiratet. Eine Schar noch unerwachsener fröhlicher Kinder belebte das Haus. Dies Haus hatten Nöltings selbst gebaut und eingerichtet, beides mit viel Geschmack und einfacher, dabei, ich möchte sagen, bürgerlicher Eleganz. Die innere Dekoration war ein Werk des Malers Julius Milde, der ganz und gar, als

Digitized by Google

ob er ein Familienmitglied wäre, im Nöltingschen Hause lebte, hochverdient um die Restauration der Lübecker Kirchen und Altertümer, auch als naturwissenschaftlicher, namentlich botanischer Illustrator. In Rom war er ein Zögling der großen Periode der Cornelius, Overbeck, Thorvaldsen u. s. w. gewesen; dafür zeugte auch die Ausschmückung des Nöltingschen Hauses, die auf Pompeji und die Raffaelschen Loggien zurückwies. Dem entsprach auch der Schmuck des Hauses an Bildern, Nachbildungen von Antiken u. s. w. Mir ist hier zum erstenmal unter dem Anschauen dieser Dinge und unter der verständnisvollen Führung der Hausbewohner der Begriff des Stils in der bildenden Kunst aufgegangen. In den Kupferstichen fand ich wieder meinen früh geliebten Raffael; daneben aber vor allen Overbeck, Cornelius und, hochbewundert, Kaulbachs Hunnenschlacht. Kein Wunder, daß mir alles dies besonders ans Herz wuchs.

Das Nöltingsche Haus war aber nicht minder musikliebend. Frau Nölting spielte selbst sehr hübsch und zwar mit Vorliebe Beethoven. Denn auch in der Musik war nur das große und klassische hier zuhause, weshalb denn auch meine Musikmacherei nur mäßigen Beifall fand. Schon ehe die erzählte Begegnung mit Rumohr stattfand, hatten mich die Eindrücke des Nöltingschen Hauses darauf geführt, mich ernsthaft an Beethoven zu wagen. Als ich einige Wochen später mit Rumohr bei Nöltings zu Tische geladen war, wurde mir nach dem Essen der Flügel geöffnet; kühn begann ich ohne Noten vor mir die „Quasi una fantasia". Wohl schon unter dem Adagio waren, unbemerkt von mir, Frau Nölting und Rumohr herangetreten, und als ich das

Digitized by Google

Scherzo endete, sagte Frau Nölting mit ihrem lieben, zu Herzen gehenden Ton: „Bravo! Liliencron, das war schön! Bei wem haben Sie das studiert?“ — Aus glücklichem Herzen konnte ich antworten: „Nur bei mir selbst!“; jetzt wußte ich, daß Gluck und Beethoven mich auf den rechten Weg geführt hatten.

Mir sollten in Lübeck noch große musikalische Eindrücke werden. Im Sommer fand nämlich hier das erste der norddeutschen Musikfeste statt, zu denen sich Lübeck, Hamburg und, wenn ich nicht irre, Schwerin vereinigt hatten in Nachahmung der schon längst berühmten niederrheinischen Musikfeste, Düsseldorf, Köln, Aachen. Jene norddeutschen Musikfeste sind leider bald wieder eingegangen, schon mit dem dritten oder vierten, hauptsächlich weil die festgebenden Städte sich gar zu sehr in verschwenderischer, äußerer Ausstattung überboten hatten. Das erste, dreitägige Lübecker Fest, von frischer Begeisterung der Künstler wie der Hörer getragen, fiel glänzend aus. Hier hörte ich zum erstenmal ein Händelsches Oratorium in der herrlichen Marienkirche; im großen Rathaussaale Beethovens fünfte Symphonie. Von ganz besonders elektrisierendem Eindruck nicht nur auf mich, sondern auf das ganze Publikum war Mendelssohns Melusinen-Ouverture in vollendeter Ausführung. Das duftige, poetische Werk, der glücklichste Ausdruck für den ganzen Mendelssohnschen Geist, wie er eben damals die Musikwelt erfaßt hatte, war wohl den Meisten wie mir noch gänzlich unbekannt und wirkte dadurch um so zauberischer. An dem zwischen den Konzerttagen liegenden Sonntag gab die Stadt ein Fest in Travemünde, von dem mir ein

Digitized by Google

einzelner sehr schöner Eindruck geblieben ist. Nach dem Frühgottesdienst fuhr die ganze Gesellschaft in fröhlichster Feststimmung auf zwei reich bewimpelten Dampfschiffen und in herrlichstem Sonnenschein durch die reizende Landschaft die Trave hinab. Als wir uns der Villa des Senators Buchholtz näherten, begrüßte uns plötzlich der Ton einer Posaune, deren mächtiger Schall jedem Ohr sogleich verriet, von wem er kam. Der berühmte Leipziger Posaunist Queißer, dessen herrliches Spiel uns alle am Tage vorher im Händelschen Oratorium ergriffen hatte, war dort einquartiert und stand auf dem Balkon des Hauses. Da er nach Travemünde erst später nachfolgen wollte, begrüßte er auf solche Weise die vorüberfahrenden Festgenossen. Er blies den Choral: „Nun danket alle Gott!" Rasch war das fröhliche Lärmen auf den Schiffen verstummt, die Maschinen wurden eingehemmt, lautlos leise glitten die Schiffe weiter, und jeder fühlte sich andächtig ergriffen. Ein vielhundertstimmiges Hoch brachte dem Künstler nach dem letzten Ton den Gegengruß; denn auch die Ufer waren ringsumher mit Zuschauern besetzt.

Einer scherzhaften kleinen Episode muß ich noch gedenken. Während der Händelprobe in der Marienkirche wurden die Sänger plötzlich auf unangenehme Art durch das Geschrei von Dohlen erschreckt; die armen Vögel, die in den stillen, hohen Gewölben friedlich gehaust hatten, waren offenbar durch den überraschenden Spektakel noch viel mehr erschreckt. Alles war einig, daß die Vögel beseitigt werden müßten, um das Oratorium vor unbeabsichtigtem lustigem Intermezzo zu bewahren. Ein ausgezeichneter Schütze erklärte sich bereit,

Digitized by Google

sie herunterzuschießen. Dawider aber empörte sich die engherzige geistliche Behörde; Bürgermeister und Rat wurden zu Hilfe gerufen; aber sie scheuten sich vor dem Kulturkampf. Glücklicherweise fiel ein genialer Kopf auf ein Auskunftsmittel. Nicht die Erlegung der geflügelten Schreihälse war ja das eigentlich Anstößige, sondern der Knall der Jagdflinte im heiligen Raum; man holte also eine Windbüchse, der Knall war vermieden. Die Dohlen wurden erlegt, die Arie nahm ihren Fortgang ohne obligate Vogelstimme, die hohen Behörden zogen sich zurück, die geistliche mit sehr ernster Miene, die weltliche unter lustigem Gelächter.

Diesen hohen musikalischen Genüssen reihte sich im Winter noch ein anderer an: Alexander Dreyschock konzertierte in Lübeck; ich hörte und staunte ihn an bei Nöltings wie im Konzert. Er war eine für die Geschichte des Klavierwesens durchaus charakteristische Erscheinung, neben Liszt und Thalberg der größte Virtuose des Klaviers. Die Klassiker Haydn, Mozart, Beethoven waren in Konzert- und Hausmusik in ihren Klavierkompositionen ganz in den Hintergrund getreten. Sie schienen für immer zu erblassen, während in Wirklichkeit die Sache so lag, daß jener Generation das wahre Verständnis für sie noch nicht aufgegangen war. Von ihren nächsten Epigonen, unter denen Hummel und Moscheles, Johann Baptist Cramer und John Field die geistig bedeutendsten waren, vermochte doch keiner im Ernst ihren leeren Platz am Klavier auszufüllen. Man fing an, sich mit dem dürftigsten Gehalt zu begnügen; die Schule warf sich dafür mit verdoppelter Anstrengung auf eine ganz neue Entwickelung der Technik, auf Herausbildung

Digitized by Google

neuer Klangwirkungen des Instruments, auf ein brillantes Spiel der Töne. Die wichtigsten Führer auf diesem Wege waren Cramer, Czerny und Moscheles mit ihren Etuden. So zog diese Schule ein Virtuosentum des Klaviers heran, welches durch die in der Tat staunenswerten und blendenden Effekte seines Spiels und durch die wahrhaft bezaubernde sinnliche Schönheit des Tons über die Leerheit seiner Musik hinwegtäuschte. 1839 — es war gerade um die Zeit, wo dieses Virtuosentum von Paris aus am musikalischen Himmel emporstieg — kannte man bei uns in Norddeutschland noch keinen seiner großen Heroen, weder Liszt noch Thalberg. Letzterm stand Dreyschock am nächsten, ein Schüler des ernsten und würdigen Tomaschek, ja er übertraf Thalberg an Feuer und Energie des Spiels. Thalbergs vollendete Glätte und die Lieblichkeit seines Tons freilich erreichte er nicht. Schaute ich in Lübeck mit großen Augen auf das Wunderwerk, das Dreyschocks Finger auf dem Flügel vollbrachten, z. B. in seinen damals noch nicht gedruckten „Variationen für die linke Hand" oder seiner reizenden „Campanella", die mir noch heute in den Ohren klingt, so war ich nicht weniger lustig erstaunt, als er nach dem Abendessen im Nöltingschen Haus den Rock abwarf und wie ein Gymnastiker turnte.

Man sieht aus all' diesem, daß es eine große Fülle des musikalischen Stoffes war, den mir das Lübecker Jahr zu innerer Verarbeitung mit auf den Weg gab. Ich möchte aber auch noch einen dortigen Theaterabend erwähnen, der mir einen nachwirkenden Eindruck hinterließ, obwohl der Künstler, dem ich dies danke, keineswegs einer

Digitized by Google

der Großen jener großen Zeit des idealen Stiles war, sondern nur ihr Abglanz. Er sank deshalb auch im Laufe der Jahre zu einem Kulissenreißer herab. Es war Wilhelm Kunst, hochgefeiert in seiner ersten Blüte und in der vollen Schönheit seiner männlichen Erscheinung. Durch seine äußeren Vorzüge ließ sich die große Sophie Schröder verlocken, ihm die Hand zu reichen, nur um sich nach acht Tagen wieder von ihm zu scheiden. Ihrer dramatischen Erziehung verdankte er auch das Höchste, was er zu leisten vermochte. Er spielte in Lübeck ein halbes Dutzend seiner Glanzrollen; keine davon aber ergriff mich so im tiefsten Innern als sein „Hamlet". Er selbst wäre in der Tat nicht der Mann gewesen, um diese schwerste aller Rollen in einem so wunderbaren Bilde zu verkörpern. Es war die alte Tradition, wie sie durch Sophie Schröder auf ihn übertragen war. Sein Dänenprinz, in der äußern Erscheinung von leuchtender Schönheit, war der Hamlet, in dessen tiefstem Innern der ihn selbst zerstörende Keim des Irrsinns lauert, den er künstlich zu spielen sucht. Kunst bannte den Zuschauer von Anfang bis zuletzt in das Rätsel der Frage, ob hier wirkliche oder verstellte Geistesstörung und wo zwischen beiden die Grenze sei. In den letzten Akten erschien er stumpf brütend und wie hinwelkend, ein tödlich verwundeter Ringer, bis plötzlich aufflammende, fassungslose Leidenschaft ihn in die Höhe riß, wie an Opheliens Leiche. Man kann ja darüber streiten, ob diese Auffassung oder die entgegengesetzte der Meinung des großen Dichters entspricht; vollkommener ausgeprägt aber habe ich sie später von keinem andern Darsteller des Hamlet wieder

Digitized by Google

gesehen. Ich muß mich damals mit neuem Eifer auf Shakespeare geworfen haben, denn ich galt bei meinen Mitschülern dafür, seine Werke halb auswendig zu wissen, weil ich es liebte, in oft doch nur pseudoshakespeareschen Phrasen zu reden. Das Lübecker Theater kann ich nicht verlassen, ohne seines damaligen Direktors zu gedenken; es war der in der deutschen Theatergeschichte vielgenannte Graf Hahn, der in ungezügelter Theaterlust durch eine eigene Truppe, die er sich auf seinen Gütern hielt, das Vermögen eines grand Seigneur so verwirtschaftete, daß es unter Sequester gestellt und er selbst auf ein bescheidenes Jahresgeld gesetzt werden mußte. Da er nun also ein eigenes Theater nicht mehr halten konnte, übernahm er die Direktion von Wandertruppen. Er selbst spielte nur hier und da im Fall der Not irgend welche kleine Episode, etwa den Samiel im Freischütz. Sein Vergnügen war das Inszenieren der Stücke und mehr noch der Verkehr mit dem sorgen-, wenn auch nicht immer schuldenlosen Völkchen der Schauspieler. Da der Vorverkauf der Billete in seinem Bureau stattfand, ging ich, um den wunderlichen Mann zu sehen, eines Morgens hin und fand wirklich ihn selbst, eine große, breite vornehme Gestalt mit bedeutendem Kopf, in einem sehr wenig vornehmen alten grünen Schlafrock. Gern hätte ich ihn angeredet, aber seine gebieterische Erscheinung schien mir den Versuch zu widerraten. Ich zahlte meine zwei Mark auf den Tisch und erhielt aus seiner feinen aristokratischen Hand mein Billet.

Auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst wurde meinen Anschauungen während des Lübecker Jahres feste

Digitized by Google

Richtung und wesentliche Erweiterung zu Teil. Eine Vorschule bot auch hier das Möltingsche Haus, namentlich der liebe, gütige Milde, dem es eine Freude war, die Jugend seinem eigenen Künstlerglauben zuzuführen. In Kupferstichen, Skizzen, eigenen Zeichnungen suchte er uns die Art und den Geist von Cornelius, Overbeck, Veit und ihren römischen Genossen, wie von Kaulbach klar zu machen. Overbecks herrliches Bild in der Marienkirche, den Einzug Christi darstellend, diente zu lebendiger Anschauung. Dazu kam aber dann neue Nahrung für den Kunstsinn im größern Stil durch eine Gemäldeausstellung, in welcher das Bedeutendste der neuesten deutschen Kunst beisammen war, an der Spitze Bendemanns trauernde Juden und Lessings Hussitenpredigt. Der Anblick der Gesamtausstellung war doppelt wirksam, weil sie, hauptsächlich unter Mildes Leitung, in der zum Gottesdienst nicht mehr gebrauchten, gothischen Katharinenkirche sehr schön aufgehängt und geordnet war. Wir Schüler hatten sie damit in unmittelbarer Nähe, denn das Gymnasium befindet sich in den Räumen des alten Katharinenklosters. So verging kaum ein Tag, an dem ich nicht zwischen Schulstunde und Mittagessen kürzere oder längere Zeit in der Ausstellung verweilte. Unsere Teilnahme daran wurde außerdem durch unsere einsichtigen Lehrer wesentlich gefördert. Kein Wunder, daß ich von dieser Ausstellung als ein Anhänger der Düsseldorfer Schule und ein begeisterter Bewunderer ihrer größten Meister schied.

So nahte sich dieses Lübecker Übergangsjahr unter fruchtbringenden und bestimmenden Einflüssen aller Art seinem Ende. Noch eine liebe Erinnerung zieht mir hier

Digitized by Google

durch den Sinn: an den so schönen und ununterbrochenen Verkehr mit den treuen Freunden Wentorp auf ihrem idyllisch behaglichen Landgute Rothenhausen. Von Lübeck erreichte ich es auch zu Fuß auf näheren Feldwegen in kaum zwei Stunden; so oft Arbeit und Wetter es erlaubten, wanderte ich Sonnabends hinaus.

Ich habe schon erwähnt, daß am Lübecker Gymnasium gar kein Abgangsexamen stattfand. Es wurde von uns nur eine freie lateinische Arbeit von 40 bis 50 weitgeschriebenen Seiten gefordert; die Wahl des Themas blieb uns völlig überlassen. Merkwürdigerweise, als ob künftige Studienneigungen sich schon unbewußt in mir regten, schrieb ich über die Dämonologie der altnordischen Edda. Eine gelegentliche Erwähnung Classens in der Literaturstunde hatte mich darauf geführt, mir aus der Schulbibliothek die alte Quartausgabe zu holen, in deren lateinischer Übersetzung ich die mir sonst natürlich unzugänglichen Gedichte lesen konnte. Der Gegensatz dieser Götter und Geister zu denen der antiken Mythologie, soweit ich sie damals kannte, erschien mir so merkwürdig, daß ich mir daher das Thema zu meiner Abhandlung holte. Daß ich das Brouillon der Abhandlung selbst zum guten Teil in den Schulstunden unter dem Tisch schrieb, Stunden, die mir meiner hohen Aufmerksamkeit nicht weiter wert schienen, ist zwar kein besonderes Zeugnis für meine Korrektheit, wohl aber für die Leichtigkeit mit der ich das Latein handhabte. Das Schuljahr schloß mit einem spaßhaften lateinischen Aktus; wir spielten unter Leitung des „Alten", d. h. des Direktors, in modernem Kostüm die Menächmen des Plautus. Mir war die dank-

Digitized by Google

bare Rolle des Parasiten zugefallen. Die Bühne war in dem schönen, großen, gewölbten Raum des alten Refektoriums aufgeschlagen, der sich durch Fortschaffen einer nur hölzernen Zwischenwand aus unserer Prima und Sekunda wieder herstellen ließ. Für das nicht-lateinische, namentlich das Damenpublikum war durch ein gedrucktes deutsches Szenarium gesorgt. Einstudierung und Inszenierung hatte mit eigenem Behagen der Direktor höchst sorgfältig geleitet. Die Ähnlichkeit der Zwillingsbrüder war, Dank der Kunst des Theaterfriseurs, eine geradezu vollkommene. Der Zuschauerraum wurde vom Publikum wahrhaft gestürmt; das Spiel verlief glatt und lustig, für uns Mitwirkenden alle zur unvergänglichen Erinnerung an unser altes, stets hochgehaltenes Gymnasium.

Mein Abgangszeugnis entläßt mich neben einer recht schmeichelhaften Zensur in den einzelnen Fächern, mit der Bemerkung, mein Betragen sei in allen meinen Verhältnissen „gut und liebenswürdig". Wenn einer der Unterzeichner der schönen Adresse, mit der man mich 60 Jahre später beim Schluß der Allgemeinen Deutschen Biographie so hoch geehrt und so tief gerührt hat, dies liest, so wird er wissen, warum ich lächle, während ich dieses Zeugnisses hier erwähne.

Digitized by Google

Studienjahre. In Kiel, 1840.

Zu Ostern 1840 verließ ich also das sehr lieb gewonnene Lübeck, um meine theologischen Studien in Kiel zu beginnen. Mein erstes Semester sah dem Studienanfang der meisten Studenten wenig ähnlich. Alle meine nächsten Freunde von Plön und Lübeck waren an andere Universitäten gezogen, die Mehrzahl, um Rechtswissenschaft zu studieren und sich einstweilen dabei in Heidelberg, Bonn oder München auf gut studentisch zu vergnügen. Ich fand in Kiel kaum einen einzigen ältern Freund, und weil ich mich der kirchlichen Zukunft halber vor Mensuren hüten mußte, zog ich es vor, dem Korps der Holsaten nicht als Korpsbursche, sondern nur als sogenannter Mitkneipant beizutreten. Infolgedessen habe ich, so alt ich auch mit Gottes Hilfe geworden bin, doch niemals der Genossenschaft der „alten Herren" angehört.

Es gab damals in Kiel nur zwei studentische Verbindungen, da die längst aufgehobene „Burschenschaft" als solche nicht wieder hergestellt war. Aber wesentlich unter den Gesichtspunkten der Burschenschaft war die Verbindung der „Albertinen" gegründet. Politik sollte dabei zwar aus-

Digitized by Google

geschlossen sein, doch waren es von Anfang an die freiheitlicheren und deutsch-patriotischen Strömungen, welche bei den Albertinen zur Geltung kamen, während sich im Korps der Holsaten die aristokratischeren Elemente sammelten. Meine Seitenstellung schadete mir bei meinen Korpsgenossen nicht, weil man ihre Motive guthieß. Ich wurde freundlich aufgenommen und habe manch' lustigen Kommers und manches ausgelassene Katerfrühstück mitgemacht. Meinen täglichen Umgang fand ich aber auf ganz anderer Seite; ich traf nämlich dort mit einem ältern Freund aus Plön zusammen, einem Kandidaten der Theologie und Poeten Gustav Gardthausen. Er war im Lucknerschen Hause Lehrer der Töchter und jüngeren Kinder gewesen; dort dichtete er eine epischlyrische Erzählung: die Ostsee. Schon unter dem Entstehen lernte ich das Werk kennen, und als es, während meiner Lübecker Zeit, gedruckt erschien, setzte es nicht nur uns Jungen, sondern auch viele andere in den Herzogtümern in große Begeisterung. Jetzt ist es vergessen. Es war doch zu lokaler Natur und zu sehr an die augenblicklichen Interessen geknüpft, um mehr als vorübergehend zu wirken, trotz guten Humors und vieler geistvoller Einzelheiten. Dem Verfasser hatte es aber ein Reisestipendium eingebracht, und um sich auf einen längern Aufenthalt in Italien vorzubereiten, lebte er damals in Kiel. Wir schlossen uns auf fast täglichen Wanderungen eng aneinander; der Verkehr mit ihm war für mich ebenso anregend wie vergnüglich und füllte mein Bedürfnis nach Umgang um so mehr aus, als ich meine Studien ernsthaft genug anpackte, wie mir mein Testierbogen der Wahrheit gemäß bezeugt. Der Umstand,

Digitized by Google

daß ich im Hebräischen doch immer noch etwas nachzuholen hatte, führte mich gleich in die Schule von Justus Olshausen. Neben dem öffentlichen Kolleg hörte ich während beider Kieler Semester hebräische Privatissima bei ihm, die mich nicht nur wegen des ausgezeichneten Lehrers, sondern auch ihres stofflichen Gegenstandes halber — wir lasen die Propheten — sehr anzogen. Das Hebräisch ist mir zwar längst wieder in alle Winde verflogen, die Propheten aber sind meinem Geist verblieben. Daneben hörte ich im Sommer bei Dorner, dem großen Theologen, Exegese des Galaterbriefs. Dafür aber war ich denn doch noch nicht reif genug. Ganz anders packte mich mein drittes Kolleg: alte Geschichte bei Droysen. Droysen war soeben von Berlin nach Kiel berufen worden; die alte Geschichte war sein erstes dortiges Kolleg. Die Bewunderung für diesen neuen Lehrer riß alles mit sich fort, wie ein Feuer, welches bei frischem Wind über die dürre Haide läuft. Niemand erinnerte sich, einen so schön geformten, so sprudelnd lebendigen Vortrag, eine so lebensfrische Auffassung alter Geschichte gehört zu haben. Dem schleswig-holsteinischen Phlegma war er fast unbequem mit seiner Beweglichkeit. Einer der Matadore des Kieler Magistrats hörte eines Abends schweigend und die lange Pfeife im Munde den begeisterten Lobreden zu, mit denen man rund um seinen Stammtisch herum den neuen Professor pries. Als der Chorus schwieg, sagte der Alte kaltblütig: „Jk mag em nich, he sprikt mi to vel."

Professor Olshausen beabsichtigte, nach Schluß des Semesters zu Studienzwecken eine Reise nach Syrien zu machen. Der Wunsch, einen rüstigen Reisebegleiter zu haben,

Digitized by Google

gab ihm den Gedanken ein, mich mitzunehmen. Daß ich dazu freudigst bereit war, versteht sich von selbst; aber auch mein Vater ließ sich vom Professor und seinem Schüler wenigstens so weit erweichen, daß er nicht gleich „Nein" sagte. Als aber der Beschluß fest gefaßt werden sollte, war es doch nichts damit.

Als kleines Pflaster auf die Wunde dieser schmerzlichen Enttäuschung wurde mir im Sommer eine kurze Ferienreise nach Kopenhagen gestattet. Mein ältester Bruder Fritz, der seine amtliche Laufbahn in Schleswig begonnen, sich hier mit Emilie, der Tochter des Etatsrates Dumreicher verheiratet hatte, war im Jahre 1839 als Mitglied der schleswig-holstein-lauenburgischen Kanzlei nach Kopenhagen berufen worden. Ministerien für die Herzogtümer gab es damals nicht, sondern nur die genannte kollegiale oberste Behörde. Die Reise gewährte mir das ganz besondere Vergnügen, der Krönung Christians VIII. beizuwohnen. König Friedrich VI. war am 3. Dezember 1839 gestorben. Mit ihm war, wie bei uns in den Herzogtümern so in Dänemark selbst, die alte royalistische Zeit begraben. Mit Christian VIII. erwartete jeder, eine neue Zeit liberaler Um- und Ausgestaltung des Staatswesens heraufziehen zu sehen, eine Zeit des Konstitutionalismus und der Freiheit. Es herrschte eine allgemeine Erregung der Gemüter, ganz parallel derjenigen, welche zu gleicher Zeit in Berlin ins Leben trat. Auch Christian VIII. war wie Friedrich Wilhelm IV. ein Herr von universaler Bildung und feinem Kunstgeschmack. Er selbst war sich deutlich bewußt, der Führer einer neuen Zeit zu sein; hatte er doch in seiner

Digitized by Google

Jugendzeit, 1814, indem er sich zum König von Norwegen wählen ließ, die Wahl mit der Verleihung einer sehr freien Verfassung bezahlt. Sein norwegisches Königtum und seine Verfassung fanden freilich noch im selben Jahre ein klägliches Ende. Früher ein sehr schöner Mann, war er noch zur Zeit seiner Thronbesteigung, namentlich durch seinen schönen Kopf, eine imponierende Erscheinung, und nicht minder schön und königlich erschien an seiner Seite seine zweite Gemahlin Karoline Amalie, die geborene Augustenburgerin. Der König hatte in seiner nähern Umgebung ohne Zweifel viele, die ihm aufrichtig ergeben waren, und von diesen, sowie von Fremden, deren viele und bedeutende ihn um seiner immerhin interessanten Persönlichkeit willen aufsuchten, konnte man sein Benehmen als gewinnend, ja bezaubernd bezeichnen hören. Gleichwohl beruhte dies nur darauf, daß er durch die Eigenschaften seines Geistes und durch kluge Berechnung zu blenden wußte, während die Eigenschaften des Charakters wie des Herzens, auf denen das wahrhaft Bezaubernde beruht, ihm fehlten. Er war hinterhaltig, verschlossen, argwöhnisch, ein Mann der kleinen und kleinlichen Mittel, während der Mut des großen und offenen Handelns ihm fehlte. Selbst bei meinem damaligen ersten Kopenhagener Besuche konnte man ein solches Urteil über ihn schon leise durchfühlen. Einstweilen aber gab er — urbi et orbi — ein glänzendes Schauspiel durch seine Krönung. Sie fand auf dem vier Meilen von Kopenhagen entfernten Schloß Frederiksborg statt; ein malerisch schöner Bau in dem, wohl aus Holland stammenden, späten Renaissancestil, den man in Dänemark als den Stil Christians IV. bezeichnet. Das

Digitized by Google

schöne Schloß neben dem kleinen Ort liegt rings von Wasser umgeben, dahinter im Umkreis herrlichste Buchenwälder. Ein schöneres Theater für den vom König geplanten Pomp hätte man sich nicht denken können. Ich war mit den Meinigen schon am Abend vorher eingetroffen. Als wir etwa um 5 Uhr in der Frühe des leuchtenden Sommertages auf die Straße hinaustraten, bot sich schon der Anblick eines überfüllten Jahrmarktes, nur, daß in der Masse sich die Damen und Herren der vornehmsten Gesellschaft, das Militär in Galauniformen drängten, die Häuser sah man fast vor Fahnen nicht, Regimentsmusik und Hörnerklang lockte hinaus in den Wald, wo in Zeltlagern das zusammengezogene Militär untergebracht war, unter den grünen Bäumen ein romantisches Bild; in Lustigkeit und ungetrübter Festfreude wogte Hoch und Nieder während des ganzen Festtages durcheinander, bis abends ein glänzendes Feuerwerk den fröhlichen Tag beschloß.

Die Krönung selbst fand vormittags in der Schloßkirche statt. Der über den innern Schloßhof sich bewegende Krönungszug gewährte einen überaus prächtigen Eindruck. Christian VIII. liebte theatralischen Pomp, liebte überhaupt Eleganz um sich her. Während an dem Hofe des alten Königs Friedrich VI. eine bis zur Kahlheit einfache Einrichtung herrschte, nahm unter Christian VIII. alles sofort einen in Ausstattung und Form der Geselligkeit sehr eleganten Charakter an. Dem königlichen Hofe folgte in dieser Beziehung die vornehme Gesellschaft in Kopenhagen. Bei der Krönung erschienen König und Königin in weiß-seidener goldgestickter spanischer Tracht mit von der Schulter herab-

Digitized by Google

wallenden Purpurmänteln. Man konnte glauben, ein lebendig gewordenes van Dyckſches Bild zu ſehen; ſowohl die Ritter des Elephantenordens als die Großkreuze des Danebrogs erſchienen in ihren ſpaniſchen Ordenstrachten; ſämtliche Gardeoffiziere, die den Zug an beiden Seiten geleiteten, um ſich dann in der Kirche vom Thron bis zum Altar mit ihren Hellebarden aufzuſtellen, trugen himmelblaue Sammetwämſer, wie mir ſcheint, eine Art Landsknechtkoſtüme. Zwiſchen ihnen hindurch ſchritten König und Königin zu dem eigentlichen Krönungsakte durch die Kirche in ihrer ganzen Länge zum Altar hinüber. Man kann ſich das blendende feſſelnde Schauſpiel denken — „aber ach! ein Schauſpiel nur!“

* * *

Im Winter ſetzte ich meine Studien ziemlich in gleicher Weiſe fort. Neben theologiſcher Encyklopädie bei dem guten kleinen, auf dem Katheder unglaublich trockenen Profeſſor Pelt, und mittelalterlicher Geſchichte bei Droyſen bildeten wieder die hebräiſchen Studien bei Olshauſen die Hauptſache. Das Jean Paulſche Idealbild des ſchwediſchen Pfarrers erblaßte leiſe in mir, ohne daß ich mir klare Rechenſchaft darüber gab. Studienpläne von orientaliſcher Philologie ſchoben ſich allmählich an ſeine Stelle; dem Studenten von 1840 wird man keinen Vorwurf daraus machen, daß er nur eine höchſt unvollkommene Vorſtellung davon hatte, was das eigentlich beſagen wolle. Mitgewirkt hat dazu ohne Zweifel Olshauſens Erzählung über ſeine dreijährigen Studien in Paris unter Sylveſtre de Sacy. Er hatte auch ein Stück des „Zend-Aveſta“ herausgegeben und, wenn ich

Digitized by Google

nicht irre, umfassende handschriftliche Vorarbeiten für weiteres bereit liegen, die meinesteils zum Abschluß zu bringen mir damals in den Sinn gekommen ist. Seine syrische Reise hatte Olshausen inzwischen wirklich angetreten, war aber wegen drohender Pestgefahr in Konstantinopel umgekehrt.

Mein Kieler Leben nahm im Winter einen wesentlich andern Charakter an. Gardthausen war nach Italien abgereist; ich war mit einem Lübecker und einem ältern Plöner Freund in das gleiche Haus gezogen, zwei Studiosen der Philologie: Kirchhoff, der erst vor einigen Jahren als Schulmann in Altona gestorben ist, und Karl Lorentzen, der später als schleswig-holsteinischer Politiker und Publizist hervortrat; er war schon damals ein tüchtiger Philologe. Es ist ganz charakteristisch für die Liebe zum Altertum und die Frische, mit der wir auf die Universität kamen, daß wir drei uns während des ganzen Winters an einem Abend der Woche versammelten, um Aristophanes griechisch zu lesen. Lorentzen war dabei unser lebendiges Lexikon und unser Handbuch der Metrik. Wenn uns der witzige alte Poet besonders in Feuer gebracht hatte, brauten wir uns beim letzten Chorgesang eine Bowle Punsch.

Auch regern geselligen Verkehr brachte der Winter nach zwei Seiten hin; im Kieler Schloß residierte damals Herzog Karl von Schleswig-Holstein-Glücksburg, ältester Bruder Christians IX., des jetzigen Königs von Dänemark. Seine Gemahlin, die Herzogin Wilhelmine, war eine Tochter König Friedrichs VI. von Dänemark und geschiedene Gemahlin des nachmaligen Königs Friedrich VII. Das herzogliche Paar — beide waren von überaus gütiger und wohlwollender Gesinnung — bildete

Digitized by Google

für die ganze vornehmere Gesellschaft der Herzogtümer einen von allen Seiten gern besuchten Mittelpunkt feiner und eleganter Geselligkeit. Da zu den im Schlosse gern gesehenen Gästen auch die Professoren der Universität gehörten, so ergab sich eine wohltuende Mischung der Elemente an diesem kleinen Hofe. Daß ich, obwohl noch ein so junger Student, zu den Häufiggeladenen gehörte, dankte ich zunächst den alten freundschaftlichen Beziehungen meiner Eltern zu der herzoglichen Familie. Des Herzogs 1831 verstorbener Vater Herzog Wilhelm war während der ganzen Kriegszeit im Anfang des Jahrhunderts zugleich mit meinem Vater Adjutant des kommandierenden Generals, und der damals geschlossenen Freundschaft zwischen beiden hat sich die herzogliche Familie stets in gütigster Weise erinnert. Es kam aber auch noch die Musik hinzu. Des Herzogs jüngste Schwester, die als Äbtissin des Itzehoer Klosters verstorbene Prinzessin Louise, war eine eifrige Freundin der Musik und eine recht tüchtige Klavierspielerin; wir musizierten daher sehr viel miteinander, auch an den kleineren Gesellschaftsabenden des Schlosses, sodaß man uns dort als die „Spielkameraden" bezeichnete.

Aber auch mit anderen Kreisen, namentlich in denen der Universität, fand ich mich bald in lebendigem Verkehr. Vielfach bildete auch hierbei die Musik, die mir so viele anziehende Häuser im Leben erschlossen, so viel edlen Genusses verschafft hat, den roten Faden.

Ich glaube nicht darin zu irren, daß bis an diese Zeit heran die überhaupt nicht sonderlich gepflegte Musik in den Herzogtümern mindestens um ein Jahrzehnt hinter den

Digitized by Google

Strömungen in Deutschland zurückgeblieben war. In Kiel wenigstens ist dies der Fall gewesen; und Kiel bildete unbestritten den Mittel- und Ausgangspunkt alles geistigen und künstlerischen Lebens in den Herzogtümern. Von Kiel aus ging daher auch die glückliche Wendung in dieser Beziehung. Ganz kurz ehe ich dahin kam, war eine junge, frische musikalische Kraft, Karl Graedener, zum akademischen Musikdirektor berufen worden, eine höchst glückliche Wahl. Graedener hatte schon mehrere Jahre in Göttingen studiert — ich weiß nicht, welcher Fakultät angehörend —, als er sich entschloß, sich ganz der Musik zuzuwenden. Sein eignes Cellospiel erreichte darüber keine sonderliche Höhe, sein Klavierspiel war kaum als kapellmeisterlich zu bezeichnen, obgleich er, vorwiegend auf das geistige gerichtet, ein ausgezeichneter Klavierlehrer war. Vor allem aber war er ein bedeutender Contrapunktiker und hat, obwohl nicht reich an Erfindung, doch manche interessante Komposition geschaffen, auf die von den damals lebenden Meistern wohl Robert Schumann am meisten Einfluß ausgeübt hat. Daneben war er ein unvergleichlich liebenswürdiger und lustiger Gesellschafter, voll köstlichen Humors und übermütig studentischer Laune, eine leibhafte Jean-Paulsche Figur. In Göttingen hörte er eines Abends, durch die stille Straße wandelnd, durch das offene Fenster des zweiten Stockwerks das Klavierspiel einer ihm wohlbekannten jungen Dame; sie schlug an einer Stelle ein bedenkliches F statt Fis an; da sie den Teil wiederholte, kletterte Graedener rasch und leise am Spalier eines Weinstockes am Hause hinauf und war oben, als die Künstlerin wieder bei der bedenklichen Stelle an-

Digitized by Google

langte. Sie spielte richtig wieder ihr falsches F. „Fis, Fräulein, Fis!“ schrie Graedener und glitt im selben Augenblick wieder auf die Straße hinunter. In Kiel hatte er in kürzester Zeit alles in neue Bahnen gebracht. Ein allgemeiner Musik- und Gesangverein ward gegründet, die verfügbaren Orchesterkräfte in leidliche Verfassung gebracht, die frischen jungen Stimmen einigermaßen für den Chor dressiert, auch in der Aussprache. In einer Probe zu Mendelssohns „Walpurgisnacht“ sang der Chor die Worte: „kommt mit Zacken, kommt mit Gabeln“ mit reichlich niedersächsischer Aussprache des „Z“. Da unterbrach Graedener wütend durch einen Schlag des Taktierstockes und rief: „So singen Sie doch nicht immer: kommt mit Jacken! Das klingt ja, als wenn Sie Nachtmützen dabei aufhätten!“

Ausgezeichnete Stützen und Adjutanten in allen diesen Dingen fand Graedener in einem Geschwisterpaar, dem Archäologen Otto Jahn und seiner Schwester, der Professorin Michaelis, Gattin des Gynäkologen Michaelis. Was Otto Jahn für die Musikwissenschaft durch sein klassisches Buch über Mozart geleistet hat, ist heute jedem bekannt. An ein solches Buch mochte er damals wohl noch nicht denken, wohl aber war er schon ein gewiegter Kenner der großen Musik. Frau Michaelis, seine Schwester, war eine tüchtig durchgebildete Spielerin und Sängerin, wenn auch ohne besondere Stimme. Ihr Gehör war so scharf, daß sie uns wohl mit dem Scherz ergötzte, eine ganze Melodie zum Klavier um einen Viertelton zu hoch oder zu tief zu singen. Mit ihrer Sicherheit und Energie hielt sie den ganzen Chor zusammen, und in den Gesangproben pflegte sie den Flügel zu spielen.

Digitized by Google

Ihr Sohn, Professor Adolph Michaelis in Straßburg, hat ihr in dem, leider nur handschriftlich gedruckten Buch: „Julie Michaelis, geb. Jahn, und die Ihren", Leipzig 1893, ein hübsches und lehrreiches Denkmal gesetzt. Hier war auch ich bald zu Hause, vertrat sie wohl am Flügel zu meiner eigenen Belehrung. So zog nun was die neuere Zeit gebracht hatte siegreich in Kiel ein, getragen von frischer Begeisterung der Leitenden wie der Ausführenden und Hörenden: Beethovens Symphonien, neben denen denn auch Haydn in Jugendfrische wieder auferstand, Schubert, Mendelssohn, Schumann. Der mit besonderer Liebe getriebene Kultus Mendelssohns wurde noch dadurch gefördert, daß Droysen, der sein Lehrer und Freund war, sich mit seinem ganzen Feuereifer für ihn einsetzte. Auch Droysen wußte die Musik in seiner Weise geistvoll aufzufassen und zu erörtern, wobei ihm freilich gelegentlich wohl einmal das geistreiche Konstruieren über die Sachkenntnis hinausging. Ich hörte ihn einmal im geselligen Kreis, indem ich neben Freund Graedener stand, in brillanter Rede auseinandersetzen, was eigentlich ein Quartett sei, indem er es als eine Konversation unter vier geistvollen Menschen definierte. Am Schluß seiner Rede fiel mein Auge auf Graedeners verzweifelt drolliges Gesicht. „Was sinnst du so tief?" fragte ich. „Ich denke darüber nach, wer nicht weiß, was ein Quartett ist, ob ich oder Droysen." Übrigens war es gerade innerhalb dieses musikalischen Treibens, daß ich dem hochverehrten und bewunderten Lehrer Droysen zuerst persönlich näher trat, und daß auch er ein freundliches Interesse für mich faßte.

Digitized by Google

Es war beschlossen, daß ich Ostern 1841 auf die Berliner Universität übersiedeln solle. Kurz ehe ich von Kiel abreiste, ließ mich Droysen, wie schon öfter, abends zum Tee hinüberrufen. Ich fand dort auch Professor Otto Jahn. Nach dem Abendessen forderte mich Droysen auf, eine Beethovensche Sonate zu spielen. Daran wäre nichts besonderes gewesen; ich empfand aber unter und nach dem Spiel, daß es ein kleines Examen war, dessen glücklichen Ausfall ich auch sogleich erfuhr. Droysen teilte mir mit, daß, nach seinen Nachrichten, wegen Mendelssohns Berufung von Leipzig nach Berlin unterhandelt werde; es werde mich doch gewiß besonders erfreuen, Mendelssohns Bekanntschaft zu machen; sollte also die Sache sich erfüllen, so werde er mir einen Empfehlungsbrief an Mendelssohn schicken.

Digitized by Google

Studienjahre. In Berlin, 1841.

Zu gegebener Zeit traf ich in Hamburg mit meinem Lübecker Stubengenossen Baudissin zusammen, der, von Heidelberg kommend, ebenfalls nach Berlin ging. Es ward gleich beschlossen, daß wir wieder zusammen wohnen würden. Noch ein studierender Landsmann reiste mit uns: Graf Karl zu Rantzau-Rastorf, derselbe, welcher 1848 den im Gefecht bei Bau erhaltenen Wunden erliegen sollte. Da wir unsern vollen Wechsel in der Tasche hatten, so reisten wir vornehm mit der Diligence, die Hamburg um 11 Uhr abends verließ, um Berlin in der Frühe des zweiten Morgens, um 5 Uhr zu erreichen. Wenn wir später von Berlin nach Hause reisten, pflegte das Geld nur für die gemeine Post zu reichen, die noch etwa zehn Stunden länger gebrauchte. Als eine der frühesten Eisenbahnen in Deutschland war gerade damals eben die Berlin—Potsdamer eröffnet. Den Eindruck von Berlin, wenn man so durchgerüttelt und durchgeschüttelt verschlafen in der frühen Morgenstunde anlangte, hat der Schlachtendenker Moltke in einem Brief an seine Braut geschildert, genau wie ich mich dessen erinnere. Moltke, der sich eben damals mit einer mir wohlbekannten jungen Dame in

Digitized by Google

Itzehoe verlobt hatte und mit deſſen ſchleswig-holſteiniſcher Familie ich von jung auf bekannt war, kam ungefähr um dieſelbe Zeit mit uns nach ſeiner Garniſon Berlin zurück. Wenn ich nicht irre, heiratete er noch im ſelben Herbſt, und ich habe dann das junge Paar auch in Berlin beſucht, ohne ihm doch damals näher zu treten. Einen vielgenannten Namen hatte er ſich ſchon gemacht durch ſeinen Aufenthalt in der Türkei, wo es ihm bekanntlich in der Schlacht bei Niſib nicht gelang, das türkiſche Heer durch ſeinen nicht befolgten vor- und ſcharfſichtigen Rat vor der Niederlage zu bewahren.

Mit meinem Freund Baudiſſin wohnte ich während des ganzen Berliner Aufenthaltes zuſammen. Wir bildeten im Grunde ein ſonderbares Paar; denn nicht Gleichheit der Naturen, ſondern entſchiedenſte Gegenſätzlichkeit war es, was uns aneinander feſſelte. Jeder von uns hatte das Gefühl, daß ihm Einwirkungen des andern eben in dem wohltaten, was ſeiner eigenen Natur fehlte: von Baudiſſin ging mir einiges Eiſen zu, ihm dafür einiges von dem, was ſeiner nüchternen, oft kahlen und kalten Verſtandesmäßigkeit an Phantaſie und Gefühl gebrach. Wir zankten uns oft genug auf Leben und Tod, ſahen das aber nur wie notwendige elektriſche Entladungen an, ohne jemals den Gedanken zu faſſen, uns deswegen zu trennen. Doch ging ich im Familienverkehr in Berlin zum Teil meine eigenen Wege.

Ich wurde dort natürlich wieder als Student der Theologie inſkribiert, und die im erſten Semeſter „fleißig beſuchte“ Exegeſe der Pſalmen bei Benary beweiſt, daß ich zunächſt das Hebräiſche fortſetzte; aber zwei andere Kollegien, die ich zugleich belegte, zeigen, daß das Ziel ein völlig ver-

Digitized by Google

ändertes war: orientalische Literaturgeschichte bei Petermann und Sanskrit bei Bopp. Ich war also entschlossen, statt praktischer Theologie die orientalische Philologie als wissenschaftliches Studium aufzunehmen, muß aber auch gleich hinzufügen, daß ich von dem neuen Wege nach wenigen Schritten wieder abließ, indem ich mir mit Schrecken seiner außerordentlich großen Schwierigkeiten bewußt wurde. Es war allmählich eine innere Wandlung in mir vorgegangen. Ich hatte erkannt, daß meine wahre Natur mich nicht auf jene, ganz auf das Innere gerichtete, mehr oder minder weltfremde Zufriedenheit im engsten Wirkungskreise hinwies, wie sie mir an meinem Jean Paulschen Ideal so lockend erschienen war. Vielmehr wurde ich mir eines geistigen Triebes bewußt, der nach allen Seiten ins Weite strebte, der möglichst hoch zu fliegen sich sehnte, um aus der Höhe möglichst weit über die Welt zu schauen. Es fing aber auch zugleich an, mich schwer zu bedrücken, daß gerade das angedeutete Streben sich mit der dogmatischen Fessel meines kindlich orthodoxen Glaubens nicht vertrug, und dies, was mich schon in Kiel bedrückt und von der Theologie auf die orientalische Philologie hinübergedrängt hatte, erfaßte mich in Berlin mit doppelter Stärke bei meinem ersten Ausflug in das Land der Philosophie. Es ward mir klar, daß ich wohl recht getan habe, meinen ersten Plan zu verlassen, zugleich aber auch, daß ich den zweiten nicht aus wirklicher innerer Neigung zur Sache, sondern nur als den scheinbar nächstliegenden Notbehelf erfaßt habe. Es kam auch noch das Drängen meiner Freunde, Baudissin an der Spitze, hinzu, um mich wieder zu dem hinüber zu ziehen, was sie

Digitized by Google

selbst betrieben und auch für mich als das natürlich gegebene ansahen: zur juristischen Laufbahn. Wohl mußte ich mir sagen, daß meine Mutter von meiner Fahnenflucht schmerzlich berührt sein würde, wußte aber auch, daß mein Vater umgekehrt höchst zufrieden damit sein werde. So war es denn auch! Daß ich einen eigentlich schweren innern Kampf dabei durchgemacht hätte, ist mir nicht erinnerlich und ich glaube es auch nicht. Denn zu sehr erfüllte mich all das Große und Neue, was mir in Berlin in Kunstschätzen, Musik und Theater entgegentrat, und wenn ich auch schon um die Mitte des Semesters Sanskrit und orientalische Literatur ihres Weges ohne mich gehen ließ, da mein Beschluß gefaßt war, so hörte ich doch zwei andere Kollegien mit höchster Begeisterung: „Geschichte der Philosophie" bei Werder und „Neuere Geschichte" bei Ranke, meinem großen, seitdem fürs Leben hochgeschätzten Meister auf dem Gebiet der Geschichte. Zu Michaelis 1841 ließ ich mich in die juristische Fakultät inskribieren.

Ehe ich auf andere Dinge und Beziehungen während meines Berliner Aufenthaltes eingehe, will ich vorausschicken, was von meinem Studiengange zu sagen ist. Die juristischen Arbeiten faßte ich mit allem Ernst an. Der Umstand, daß, wie man allgemein wußte, Savigny, in die staatliche Gesetzgebungskommission berufen, im Winter 1841—42 sein letztes Kolleg las, veranlaßte mich, gleich mit Pandekten einzusetzen; ich habe dann nacheinander in den zwei Jahren bei Homeyer „Deutsche Rechtsgeschichte", „Deutsches Privatrecht mit Interpretation der Rechtsquellen" und „Altdeutsches Gerichtswesen" gehört; bei Dirksen „Erbrecht"; bei Göschen

Digitized by Google

„Kriminalrecht" und „Sachsenspiegel"; bei Gneist „Zivilprozeß" und bei Heydemann „Rechtsphilosophie". Ich darf hinzufügen, daß diese alle mir den „sehr fleißigen Besuch", zum Teil unter weiteren lobenden Beisätzen, bezeugen. Daneben hörte ich während des Jahres 1842—43 auch noch mit Baudissin und anderen Freunden ein römisch-rechtliches Privatissimum. Mich hat im Leben eine jede Arbeit, sobald ich sie ernsthaft anfaßte, eben aus diesem Grunde gefesselt und für den Augenblick befriedigt. Wenn dies aber auch mit den damaligen juristischen Studien der Fall war — und wie hätte es bei so hervorragenden Persönlichkeiten wie z. B. Savigny und Homeyer anders sein können! —, so litt ich dennoch während jener Periode, ähnlich wie in der frühern, an einem Druck, der nie von mir weichen wollte. Ich schlug dies wohl in den Wind, erfreut und zerstreut zugleich durch so viele andere geistige Einflüsse. Es kam aber immer wieder und ward mehr und mehr zu bewußter Scheu vor der praktischen juristischen oder Verwaltungs-Karrière, welche ich mir durch diese meine Studien erschließen sollte. Gegen das Ende der Berliner Zeit ward solche Empfindung immer bewußter und zugleich peinlicher als die ähnliche frühere, die mich von der Theologie zur Linguistik, von der Linguistik zur Flucht in die Jurisprudenz geführt hatte. Denn diesmal schien mir die Welt vor mir mit Brettern vernagelt; ich wußte nicht, wo ich eine Tür suchen sollte. Wenn ich jetzt auf jene Tage zurückschaue, so muß ich sagen, daß der Instinkt, der mich leitete, vollkommen richtig war; und heute weiß ich in kurzen Worten zu sagen, was ich damals, wie in Nebeln tappend, suchte, aber nicht zu finden

Digitized by Google

wußte. Wonach meine Natur sich sehnte und was ihrem Wesen entsprach, war freie wissenschaftliche Arbeit auf dem Boden der Literatur, der Poesie, der Kunst; damit aber verband sich die Befriedigung, die ich schon eben, zugleich in dem Genuß eines durch ideale und politische Interessen reich bewegten Lebenskreises, empfand, die Lust an freier Entfaltung der eigenen Persönlichkeit unter einem hellen, weit gespannten Horizont.

Daß Savignys hohe Bedeutung in der Jurisprudenz mir hätte klar sein sollen, das wäre eine unbillige Anforderung an den Anfänger; wohl aber ist mir aus jenen Tagen ein tiefer Eindruck und hohe Bewunderung der, ich möchte sagen, marmornen Glätte seines Wesens geblieben. Eine imponierende Erscheinung, aristokratische Feinheit bis in die zierlichen Hände; ein gleichmäßig hinfließender Vortrag, dem niemals ein Wort fehlte, den niemals ein Stocken störte. Vor ihm auf dem Katheder lagen nur etwa kleine Zettelchen, die er gelegentlich durch ein goldgerändertes Glas ansah, um die Zahlen eines Pandektenzitats abzulesen. Eine logische Entwickelung von vollendeter Einfachheit und Klarheit, ein Satzbau von künstlerischer Schönheit. Der nachschreibende Hörer fühlte sich wie von fester Hand geführt.

Welch ein Gegensatz der Erscheinung und des ganzen Wesens zu Ranke, bei dem ich nach der „Neuern Geschichte“ in den beiden folgenden Semestern „Neueste“ mit immer steigender Freude und Bewunderung hörte. Ein kleines Männchen. Äußerlich betrachtet von höchst unscheinbarer Gestalt. Er hielt sich sehr häufig in England zu längerm Arbeiten auf, wo er dann auch bei Hofe sehr gefeiert

Digitized by Google

wurde. Ein Herr, der dort mit ihm in einer Gesellschaft gespeist hatte, erzählte meiner nachmaligen Schwiegertochter, es sei da ein deutscher Gelehrter gewesen, von dem man viel Wesens gemacht hätte. Auf ihre Frage, wer das gewesen, antwortete er: „Oh! I don't know; a little dirty man!“ Sobald aber das kleine Männchen mit dem originellen, vielgefurchten Gesicht und den glänzenden, spielenden Augen zu sprechen begann, war alles an ihm Leben, Bewegung und Feuer. Man sah sozusagen seine Gedanken in ihm vorgehen, und so war auch sein Vortrag auf dem Katheder. Was er hier sprach, war ohne Zweifel nicht minder bis ins Einzelne durchdacht und durchreift, wie in Savignys kunstvoll ebenmäßiger Rede. Bei Ranke aber erschien alles wie aus augenblicklicher Begeisterung hervorsprudelnd. Er erzählte Geschichte, als wenn er ihre Hergänge im Werden vor sich sähe, ihr folgte, sie belauschte, innerlich hingerissen von dem gewaltigen Weltgetriebe, vor allem von dem Tun und Schaffen der großen politischen Genien. Alles dramatisches Leben! Oft genug brach im gefüllten Kolleg ein schallendes Gelächter aus über eine geistreich heitere Wendung.

Das brennende Verlangen, den großen Mann einmal persönlich zu sprechen, trieb mich zu einer jugendlichen Unverschämtheit. Er hatte auf dem Katheder bei Berührung der dänischen Verhältnisse König Christian VIII. als Sohn Friedrichs VI. bezeichnet. Nach der Vorlesung ging ich ins Sprechzimmer der Professoren, nannte mich ihm und bat — allerdings sehr schüchtern —, jenen seinen Irrtum berichtigen zu dürfen. Er sah mich einen Augenblick höchst

Digitized by Google

erstaunt an und sagte dann, indem er mich freundlich auf die Schulter klopfte: „Jawohl! jawohl! Sie haben recht, mein junger Freund! Ich danke Ihnen.“ Als ich ihm zwanzig Jahre später zuerst durch die Arbeiten der Münchener historischen Kommission wirklich näher trat, sagte er mir in seiner üblichen Weise der Anrede: „Sie, Sie haben mich mal korrigiert, hab's nicht vergessen, war's sonst nicht gewohnt von meinen Studenten, machte mir viel Spaß.“ An das Hören seiner Vorträge schloß sich gleich auch die eifrige Lektüre seiner Schriften an, vor allem der „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation“. Es ist mir bis heute nicht möglich, ein Buch Rankes anders zu lesen, als ganz mit seinem eigenen Ton, und gerade dadurch habe ich erkannt, bis zu welchem Grade eben dieser Ton das wahre, fest anschließende Gewand seines Denkens war.

Noch einen dritten der Größten jener Tage habe ich damals gehört; es war im Herbst 1841, daß Schelling von München nach Berlin kam, zunächst nur von Friedrich Wilhelm IV. eingeladen, hier im Winter an der Universität Vorträge zu halten. Als Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften war er dazu berechtigt. Er hatte seit langer Zeit in München in großer Zurückgezogenheit gelebt und gewirkt. Während aber die ganze deutsche Geisteswelt noch in den festen Banden des Hegelianismus lag, der ja in Berlin selbst sein innerstes Zentrum hatte — meine beiden dortigen philosophischen Lehrer Werder und Heydemann waren in der Wolle gefärbte Hegelianer — raunte man sich im vertrauten Kreise Schellings zu, der Meister habe im einsamen Weiterdenken eine neue und höhere

Digitized by Google

Lösung des Weltproblems gefunden; sie sollte zugleich die Versöhnung des Christentums mit der Wissenschaft herbeiführen. Diese hatte zwar auch Hegel, seiner Meinung nach, gebracht, aber schon wollte niemand mehr an die Haltbarkeit solcher Versöhnung glauben; vielmehr traten auf der linken Seite seiner Schüler in den Büchern der Paulus, Feuerbach, Strauß, Lehren zu Tage, vor denen die Kirchlichen zurückschreckten. Es hieß, Schelling warte nur auf die Gelegenheit, um als Prophet einer neuen Philosophie hervorzutreten, und diese Gelegenheit wollte der König ihm durch seine Einladung bieten. Eine ungeheure geistige Bewegung ging durch Berlin, die selbst uns Jungen mit erfaßte. Der Zudrang war so erstaunlich groß, und nicht am mindesten von seiten der Alt-Hegelianer, daß das größte Auditorium der Universität für die Masse nicht hinreichte; es mußten Karten ausgegeben werden. Da kein erlaubtes Mittel hinreichte, mir eine solche zu verschaffen, half ich mir mit einem unerlaubten; ich schrieb mir selbst eine Karte und schmuggelte mich glücklich durch damit. Ich sagte mir, wir ständen hier auf alle Fälle vor einem großen wissenschaftlichen Ereignis; vor dem wollte ich mir die Tür nicht zuschlagen lassen. Es lockte mich aber zugleich unwiderstehlich, den Mann noch unter den Lebenden zu sehen und zu hören, der vor vier Jahrzehnten auf dem Höhepunkt unserer großen Literaturperiode mit Fichte und Hegel, mit Schiller und Goethe in Lebensgemeinschaft gestanden hatte.

Daß Schelling sich selbst als den Propheten einer neuen Zeit betrachtete, vermochten wir schon aus seiner ersten Vorlesung herauszuhören, die auch im Druck erschien. Er sagt

Digitized by Google

darin z. B., was er bringe, sei eine neue, bis jetzt für unmöglich gehaltene Wissenschaft, eine, das menschliche Bewußtsein über seine gegenwärtige Grenze erweiternde Philosophie. Heute, in unserer Nach-Nietzscheschen-Zeit, würden wir sagen: das sind die Worte eines Übermenschen! Und in der Tat trat uns aus seiner selbstbewußten Haltung etwas derartiges entgegen. Daß die so überspannte Erwartung, mit der man der Verkündigung seiner „Philosophie der Offenbarung" entgegensah, wenigstens bei vielen ins Gegenteil umschlagen werde, zeigte sich bald genug in den sich bereits nach wenigen Wochen lichtenden Bänken der Zuhörer. Hatte ich während der ersten Wochen nur stehend und von allen Seiten gedrängt und gestoßen zuhören können, so sah ich mich jetzt zum ruhig ansässigen Mitglied befördert. Am festesten harrten die Zuhörer auf den ersten Sitzreihen aus, ältere Herren der verschiedensten Qualitäten; eine Menge Professoren, darunter vor allem die jüngere Generation der Hegelianer, denen Schelling gelegentlich ohne jede Gemütserregung die größten Grobheiten an den Kopf warf. Ohne eine gelinde oder völlige Enttäuschung haben wohl wenige diese berühmten Vorlesungen verlassen. Ich habe nachher noch einen Versuch mit seiner zweiten Vorlesung gemacht, die er „Philosophie der Mythologie" nannte, ließ aber bald wieder davon ab. Ich meinte nur ein Gespinst von phantastischen und willkürlichen Deutungen, weder aber Philosophie noch Mythologie zu hören. Sonderbarerweise — was ich schließlich hier bemerken will — ist es gerade diese kleine philosophische Episode, in deren Folge ich erst recht in das Hegeltum, und zwar gerade in seine zersetzenden Richtungen,

Digitized by Google

hineingezogen bin. Es erhob sich ja nämlich von dieser Seite her alsbald eine leidenschaftliche Polemik gegen Schellings neue Offenbarung, und dieser war ich aufmerksam und zweifelnd genug gefolgt, um nicht ihren Gegnern mit Interesse zuzuhören. Ich wurde z. B. darüber ein Leser der „Halleschen Jahrbücher" und geriet auf solche Weise unmerklich in eine Richtung, die mir die letzten Säulen meines alten, kindlichen Glaubens umzustoßen schien; aber im jugendlichen Jagen und Haschen nach neuen und großen Anschauungen habe ich das nicht etwa als Sorge oder nagende Zweifel empfunden, vielmehr nur als eine einfach natürliche und darum notwendige Entwickelung.

* * *

Wenn ich der weiteren geistigen Einflüsse und Bereicherungen gedenken will, die mir die Berliner Jahre brachten, so mag auch hier die Musik allem andern vorangehen. Mendelssohn kam wirklich im Herbst 1841 zeitweilig nach Berlin. Auch dies war ein Ereignis für die Berliner Welt; auch hier handelte es sich um eigenstes Eingreifen Friedrich Wilhelms IV., um neue Pläne des Königs, zumal für die Liturgie und Musik der evangelischen Kirche und für die dazu führenden Mittel der Schule und Chorbildung. Näher darauf einzugehen, ist hier nicht der Ort, umsoweniger, als ich damals keinen Einblick in diese Dinge gewann und keine Vorstellung von ihrer Bedeutung hatte. Ich spürte nichts davon, daß eben diese liturgisch-musikalischen Pläne des geistreichen Königs den Anstoß zu jenen Bestrebungen geben sollten, die mich im letzten Vierteljahrhundert so viel

Digitized by Google

und so innerlich beschäftigt haben. Wohl aber ward schon damals auch für mich Mendelssohns Berufung ein freudenreiches Ereignis. Der verheißene Empfehlungsbrief Droysens kam alsbald, und ich wanderte klopfenden Herzens zu dem großen Meister, der eine Wohnung in der Leipzigerstraße, dem alten Mendelssohnschen Hause schräg gegenüber, bezogen hatte. In der Parterreetage des alten Familienhauses Leipzigerstraße Nr. 3 — mit dem oft gerühmten Gartensalon — wohnte Mendelssohns Schwester Fanny mit ihrem Gatten, dem Maler Hensel. Ich traf Mendelssohn zwar nicht zu Hause, aber kurz darauf — es war noch nicht 9 Uhr morgens, und ich saß in meiner drei Treppen hoch gelegenen Wohnung am Arbeitstisch — kam der Meister zu mir, dem Studiosus, um mich in liebenswürdigster Weise zu begrüßen und mich aufzufordern, ihn abends zu besuchen. Das ward freilich wieder abgesagt, weil er noch selbigen Tages nach Leipzig abreisen mußte[1]). Bald nachher aber forderte ein Billetchen mich auf, ihn abends zu seiner Schwester Fanny abzuholen; da wollten sie gute Musik machen. Es ist nicht nötig, den so oft beschriebenen noch einmal zu schildern: die innere und äußere Feinheit, ich möchte sagen, die vollkommene Sauberkeit seines ganzen Wesens, das nie gestörte Ebenmaß trotz seiner leichten Erregbarkeit, seine heitere Offenheit und Zugänglichkeit, seine unwider-

[1]) Nachdem das Obenstehende geschrieben war, brachten die schönen Mitteilungen über Droysen und Mendelssohn aus ihrem Briefwechsel in der Deutschen Rundschau Bd. 111, S. 107. 193. 368 in Mendelssohns Brief vom 2. Dezember 1841 die Bestätigung meiner Erinnerungen und zugleich das mich auch heute noch erfreuende Zeugnis, daß ich dem Meister „wohl gefallen" habe.

Digitized by Google

stehliche Anmut. Er stand ja eben auf der Höhe seines Lebens, in betreff der Kraft und der Vollendung des Schaffens so gut wie in der allgemeinsten Bewunderung und Verehrung. Jener Zug leise welkender Schwermut, den so manche seiner Kompositionen von jeher trugen, ist nicht lange nachher auch in seiner äußern Erscheinung zu Tage getreten, wie ein verschwiegener Vorbote des frühen Todes. Damals aber, als ich ihn sah und kannte, habe ich noch nichts dergleichen empfunden; mir erschien alles an ihm wie Sonnenschein. Ganz anders wirkte auf mich die hochbegabte Frau Fanny, die ich also noch selbigen Abends im Gartensalon kennen lernte, wo sich, wie gewöhnlich, ein geistreicher Cercle um sie versammelt hatte. Während der Musik saß der Gatte Hensel vor seiner Staffelei und zeichnete Gesichter der Gäste fürs Hausalbum. Es waren höchst fein und sauber gezeichnete Bildchen, die aber, so viel mir schien, dem allgemeinen Begriff Mensch ebenso ähnlich sahen, wie dem besondern Individuum. Frau Fanny war eine kleine Gestalt, mit scharf geschnittenen, sehr orientalischen Gesichtszügen, mit dunklen, etwas stechenden Augen, die sie häufig beobachtend zukniff. Im Gegensatz zu ihrem Bruder hatte sie etwas Herbes und Zurückhaltendes in ihrem Wesen, was ich niemals habe überwinden können. Ihr wahres und in der Tat hoch bedeutendes Wesen habe ich erst viel später aus ihren Briefen erkannt, und mich dann darüber geärgert, daß ich meine damalige Scheu vor dem kritischen Blick dieser braunen Augen nicht hatte überwinden können. Wohl aber habe ich ihr herrliches Spiel bewundert, in dem sie dem Bruder fast ebenbürtig zur Seite stand. Ich habe

Digitized by Google

die beiden öfter vierhändig spielen hören; das war vollkommen, als wenn nur einer spielte, so gleich waren beide an Farbe und feinem Ebenmaß der Darstellung.

Daß Wilhelm Hensel, Fannys Gatte, kein unsterblicher Meister seiner Kunst war, braucht man heute nicht erst zu sagen. Ich hatte mir doch schon damals genügende Kritik erworben, um es im Stillen zu empfinden. Es ist bekannt, daß Hensels Ruf in Berlin von lebenden Bildern datierte, die er im Jahre 1821 bei Anwesenheit des russischen Thronfolgers am Berliner Hof nach Lalla Rookh stellte. Er wurde dadurch der Liebling des Hofes und der vornehmen Welt und hat tatsächlich durch diesen glücklichen Wurf sein ganzes Glück gemacht, wozu in erster Linie zu rechnen ist, daß die geistreiche und bewunderte Fanny ihm die Hand reichte. Ihm selbst täte man zu viel Ehre an, wenn man ihn als geistreich bezeichnen wollte, obgleich er bei aller Welt als der witzigste Mann in Berlin galt. Er war in der Tat geradezu ein Typus des echten Berliner Volkswitzes, ein Nante Eckensteher höherer Ordnung. So waren denn seine vielfach verbreiteten Witzworte oft genug wirklich witzig und ins Schwarze treffend, bewegten sich aber überwiegend auf dem platten Gebiete der Wortspielereien. Mendelssohn liebte es, ihn damit zu necken, indem er etwa rief: „Der Wilhelm würde sagen" — und dann wußte er ihn mit verwegenem Kalauer womöglich noch zu überbieten.

Auch den Bruder, Paul Mendelssohn, lernte ich kennen, den ausgezeichneten Cellospieler, für den Felix seine Cellosonaten geschrieben hat. Die erste dieser Sonaten habe ich

Digitized by Google

von den Brüdern spielen hören, wie ich denn das Glück hatte, namentlich Felix' Spiel recht oft bewundern zu dürfen. Ein Billetchen lud mich dann, wenn irgend etwas Besonderes von Musik bei ihm vorkam, morgens freundlich ein; das waren Festtage! Sein Spiel war der vollkommenste Ausdruck seines ganzen Wesens: energico, ma non furioso. Edel, klar und von tiefster Innigkeit, ohne Sentimentalität. Mag man unter seinen Kompositionen manches der Sentimentalität zeihen: von seinem Spiel blieb sie völlig fern, und ebenso wenig artete das herrliche Ebenmaß, schroffe Kontraste meidend, jemals zu leerer Glätte aus; in allem ein Raffael, nirgends ein Michel Angelo! An einen dieser Abende bin ich 40 Jahre später auf hübsche Weise erinnert worden. Als ich im Jahre 1881 zum erstenmal in Rom war und dem damaligen Botschafter, Herrn von Keudell, den ersten Besuch machte, redete er mich darauf an, daß wir uns im Winter auf 1842 — auch er damals als Student — bei Mendelssohn getroffen und gesprochen hätten, an einem Abend, an dem der eben auf der Höhe seines Spiels und seines Ruhms stehende Henri Ernst unter den Gästen war. Wir erinnerten uns nun der Einzelheiten des Abends und dabei des Umstandes, der uns, wie die anderen Gäste, bis zu lautem Lachen ergötzt hatte, daß Mendelssohn, indem er Ernst dessen Othello-Phantasie begleitete, von einer Passage des Schlußteils so entzückt war, daß Ernst die Stelle dreimal spielen mußte. Da ich dies später einmal Joachim mitteilte, erzählte mir dieser: als er seinerzeit in Leipzig Mendelssohns damals neues Violinkonzert unter des Meisters Leitung studierte, habe dieser ihn im letzten Satz einmal

Digitized by Google

unterbrochen mit der Frage: „Wissen Sie, woher ich das habe? Aus Ernsts Othello-Phantasie.“ Mendelssohns Violinkonzert erschien 1844. Also haben wir damals offenbar Mendelssohn eben in dem Augenblick betroffen, in dem er die Othello-Phantasie auf jene Wendung belauschte. Ich durfte Mendelssohn hier und da auch vormittags besuchen, und er nahm mich stets freundlich an, obwohl er allemal von seinem Arbeitstisch aufstand, an dem er vor einer Partitur oder einem Notenblatt mit nasser Feder saß. Er ließ sich gern fördernd, aufklärend, belehrend in ein Gespräch ein. Ich erinnere mich eines solchen Gesprächs über die Antigone, die am 13. April 1842 zum erstenmal öffentlich in Berlin gespielt wurde; ich sah sie erst einige Wochen später, als ich aus den Ferien zurückkehrte. Indem ich die tiefe Ergriffenheit aussprach, in die mich die Aufführung versetzt hatte, bemerkte ich, daß zu der Geschlossenheit des Eindrucks der, durch keine Zwischenakte unterbrochene, Verlauf der Tragödie beitrage. „Ja“, sagte Mendelssohn, „ich habe streng daran festgehalten, daß nicht eine Zwischenpause eingelegt wurde, wie manche dies für nötig hielten; ich wollte nicht, daß die Frau Basen im Parkett Zeit zum Schwatzen fänden.“ Er ließ sich dann auf seine Fassung der musikalischen Aufgabe ein und äußerte dabei: „Meine Freunde Boeckh u. s. w. machen mir den Vorwurf, meine Musik sei nicht antik; ich habe ihnen darauf geantwortet: erst möchten sie mir genau sagen, wie denn diese antike Musik gewesen sei, dann wollte ich gern versuchen, ob ich solche nachmachen könne; ich zweifle zwar, ob mir dies gelingen werde; ganz gewiß aber sei mir, daß sie diese antike

Digitized by Google

Musik nachher nicht würden hören mögen." Der Eindruck, den diese ersten Antigone-Aufführungen auf das bis zum gewissen Grade noch naive Publikum machten, war ganz außerordentlich groß. Nun ist auch Frau Crelingers herrliche, von echt klassischem Geiste erfüllte Darstellung der Hauptrolle, für deren Gestaltung sie die Tradition der Goethezeit mitbrachte, vielleicht nirgends sonst erreicht worden. Es herrschte im Zuschauerraum von Anfang bis zu Ende eine feierliche Stille, die sich, als säße man in einem Tempel, gegen jede äußerliche Beifallsbezeugung auflehnte. Nur an einer Stelle war es stets fast unmöglich, einen Ausbruch der Begeisterung zurückzuhalten: wenn der blinde Seher Teiresias, vom Knaben geführt, die Stufen zu dem Altar des Orchesters hinabwankte, dem trotzigen Kreon den Fluch der Götter drohend. Es war Franz, der nachmalige Wiener Hofburg-Schauspieler, der den Teiresias spielte. Die Wucht der gewaltigen Rolle hob ihn weit über seine sonstigen Leistungen hinaus. Ich will hier ein Bekenntnis ablegen. Es ist ja an sich natürlich genug, daß der Eindruck, den mir die Antigone damals in meiner jugendlichen Begeisterung in der Boeckhschen Einrichtung und mit Mendelssohns Chören machte, eine dauernde Liebe in meinem Herzen hinterlassen hat. Aber wirklich auch abgesehen davon, machen mir die verschiedenen neueren Versuche, uns die antike Tragödie durch die Szene lebendig zu machen und näher zu bringen, einen ungleich schwächern Eindruck als jener erste alte. Sie gehen darauf aus und rühmen sich dessen, korrekter zu sein als jene naive Modernisierung, und doch sehen sie dem Original in Wirklichkeit nicht um ein Haar ähnlicher als

Digitized by Google

jene! Für eine wirklich genaue Wiedergabe einer antiken Aufführung fehlen uns, und zwar für immer, alle Vorbedingungen. Nicht dies also kann vernünftigerweise das Ziel sein, dem man nachstreben soll; sondern das, mit den uns gegebenen Mitteln einen analogen Eindruck auf die Gemüter der Zuhörer zu machen, wie ihn auf ihr so ganz anders geartetes Publikum die antike Aufführung mit ihren Mitteln hervorbrachte. Soweit aber die Musik hierbei in Frage kommt, wie dies vermöge der musikalischen Natur der Chöre unumgänglich ist, so kann es sich nur um volle Eindrücke moderner Musik handeln, nur daß sie dem Gegenstand entsprechend ein charakteristisches Gepräge trägt. Mit Flötenrhythmen und ähnlichen Kunststückchen wird man kein modernes Gemüt in höhere Schwingungen versetzen. Mendelssohns Antigone aber ist in ihren Hauptbestandteilen ein so großes und edles Stück Musik, daß es durch kritische Anfechtungen, wie die genannten, nicht um seine Zukunft betrogen werden wird. Darin denke ich heute wie damals, als ich dem liebenswürdigen großen Schöpfer der Antigonemusik gegenübersaß und er sich wegen seines Mangels an antikem Stil rechtfertigte.

Den Sommernachtstraum habe ich damals nicht mehr gehört; er wurde in Berlin öffentlich erst 1843 aufgeführt, nachdem ich schon abgereist war. Der Plan, Mendelssohn an Berlin zu fesseln, hatte sich bereits zerschlagen. Während des Sommers 1842 war er auf Reisen; im Frühherbst kehrte er nach Leipzig zurück. Ich habe ihn dann nicht wiedergesehen. Erwähnen will ich noch, daß er es war, der mich an Theodor Kullak, als den besten der Klavierlehrer,

Digitized by Google

verwies, unter deſſen Leitung ich dann mit großer Freude meine Klavierſtudien fortſetzte.

Noch eines zweiten Heroen aus der Muſikwelt muß ich gedenken, den ich zwar nicht perſönlich kennen lernte, aber wiederholt ſpielen hörte: Franz Liſzt, den ſeine Virtuoſenfahrt 1842 zum erſtenmal nach Berlin führte. Damals war er für alle Welt nur der Virtuoſe; ſeine damaligen Kompoſitionen, ſelbſt die zum Teil wirklich genialen Übertragungen der Schubertſchen Lieder, gehörten doch noch überwiegend in das Gebiet des Virtuoſentums. Und doch war auch in ſeinem Spiel etwas Höheres als die bloße, alle anderen überflügelnde Beherrſchung der Tonmittel. Es war der Geiſt, es war das dämoniſche Weſen, mit dem er ſeine Darſtellung durchdrang; es war der hinreißende Zauber ſeiner ſo bedeutenden Perſönlichkeit, der ſeinem Spiel eine geradezu berauſchende Macht verlieh. Hier war ein Virtuoſe, ſtaunenswerter als alle die anderen, aber hier war auch mehr als ein Virtuoſe. Es iſt ja bekannt, in welchen Taumel die bis zum Ekel anbetende Geſellſchaft der Schwärmer, namentlich unter den Damen, geriet. Gegen uns Studenten war Liſzt von reizender Liebenswürdigkeit. Es ward ihm geſagt, daß die allermeiſten der armen Studenten nicht in der Lage ſeien, die teuren Preiſe ſeiner Konzerte zu zahlen, gerade ſie, in deren jugendliche Herzen er doch gewiß gern die Keime der Begeiſterung für ſeine Kunſt pflanzen möchte. Sogleich verkündete er ein Konzert in der Aula der Univerſität, zu dem nur Mitglieder der Univerſität Billete, dieſe aber zu 10 Groſchen erhalten ſollten; der Ertrag ward für arme Studenten beſtimmt. Der Saal wurde natürlich ge-

Digitized by Google

stürmt. Nun hatten aber zur Universität sich auch die Professoren gerechnet, und dies war noch dazu auf wenig anständige Weise ausgebeutet worden. Es kamen Professoren mit Frau, Kindern und Freunden. Die ganze vordere Hälfte des Saales war besetzt, ehe man überhaupt einen Studenten hereinließ. Scharen der Musensöhne mußten wieder abziehen. Man sah Liszt die Verstimmung an; aber er war gütig genug, nicht die Berechtigten unter den Anwesenden entgelten zu lassen, was die Unverschämten verschuldet hatten. Er spielte wunderbar schön und groß, spielte alle die hauptsächlich gepriesenen Stücke seines Programms, phantasierte, war unter immer brausender aufwallendem Beifall freigebig mit Zugaben. Als er, von der oben versammelten Studentenschaft geleitet, unten, wo die ganze sonstige Studentenschaft versammelt schien, unter immer neuen Hochrufen seinen Wagen bestiegen hatte, machten einige den Versuch, ihm die Pferde auszuspannen. Sobald er es gewahrte, sprang er zum Wagen heraus, faßte die beiden nächststehenden Studenten unter seinen rechten und linken Arm und setzte sich zu Fuß mit ihnen an die Spitze des Zuges bis zum Schinkelplatz zu seinem Hotel. Hier auf der Treppe wandte er sich um und forderte uns auf, so viele unserer in den großen Saal gingen, mit hineinzukommen, damit er uns danken könne. Es dauerte ein Weilchen, ehe er in der obern Loge des Saales erschien; irgend jemand — ob er oder ein anderer, weiß ich nicht — hatte inzwischen den Chor des Saales mit einem Orchester besetzt; dies intonierte auf gegebenen Wink das Gaudeamus igitur, und jetzt erscholl dies prächtige Lied so mächtig, wie ich es in der Tat weder

Digitized by Google

vor- noch nachher gehört habe. Nun sprach Liszt liebenswürdige Worte; wohl über Kunst, Begeisterung und Jugend, ich erinnere mich nicht; dann fuhr er fort, er habe gehört, daß heute so viele von der Studentenschaft nicht hätten in die Aula hineinkommen können, weil die Plätze schon von anderen vorweggenommen worden seien; er werde noch ein zweites Mal für uns spielen: „Da wollen wir aber unter uns sein, und es soll mir niemand hineinkommen, der nicht Student ist; da will ich dann versuchen, auch das Lied zu spielen, was ich soeben von Ihnen gehört habe; ich kann es zwar mit meinen armen zehn Fingern nicht so wuchtig hervorbringen wie Sie, meine jungen Freunde, mit Ihren 800 frischen Kehlen, aber ich mache es eben, so gut ich kann, um Ihnen meinen Dank zu bezeigen für die Liebe, die Sie mir heute entgegenbrachten.“ So ungefähr lauteten seine Worte. In dem bald nachfolgenden zweiten Konzerte in der Aula spielte er dann auch, vielleicht teilweise noch extemporierend, jene Phantasie über Gaudeamus, welche bald nachher gedruckt worden ist. Als Kunstwerk unbedeutend, mußte sie uns doch um der Umstände willen höchlichst entzücken.

Als Liszt bald nachher Berlin wieder verließ und zwar zunächst nach damaliger Art noch mit Extrapost fahrend, gab ihm die Studentenschaft, die Korps in Wichs, zu Pferde und zu Wagen, ein Komitat bis etwa zwei Stunden vor der Stadt. Da hatte ein reicher Gutsbesitzer Liszt und die ganze Gesellschaft in sein Schloß geladen, um uns mit Champagner den Abschiedstrunk zu kredenzen. Liszt entließ uns mit einer Abschiedsrede, in der er noch einmal seine

Digitized by Google

ganze reizende Liebenswürdigkeit offenbarte, und schloß mit den Worten: „Wo immer im Leben einer von Ihnen mir begegnet, da ist er mein geladener Gast.“ Im Grunde eine etwas gefährliche Gastlichkeit. Als ich mich aber zehn Jahre später von Jena aus bei Liszt in Weimar mit einer Anknüpfung an diese alte Einladung einführte, hieß er mich lachend willkommen und hat mir die Freundlichkeit dieser Stunde bis an sein Lebensende bewahrt.

Was Berlin selbst in jenen Tagen an Konzerten bot, z. B. die Symphoniekonzerte in der Singakademie, war so wenig bedeutend wie die Oper, trotz Spontinis Beseitigung und Meyerbeers Ernennung zum Generalmusikdirektor. Der ganze Apparat war alt geworden und bis auf einzelne Kräfte ungenügend.

Ganz anders ist das Bild, welches meiner Erinnerung entgegentritt, wenn ich mich nunmehr dem Schauspiel zuwende. Hier liegen die größten künstlerischen Genüsse für mich. Ich muß aber ein persönliches Moment vorausschicken. Wir hatten uns gleich im Sommer 1841 mit großer Begeisterung den Freuden der Bühne zugewandt; ich sage wir; denn Baudissin folgte darin meiner Neigung. Da hatte uns denn vor allem die alle anderen überragende Gestalt der Frau Crelinger, die wir vor den Theaterferien noch in ein paar großen Rollen sahen, zu glühender Begeisterung hingerissen; neben ihr aber auch ihre beiden damals noch jugendlichen Töchter aus erster Ehe: Bertha und Klara Stich. Wir hatten mit richtigem Gefühl in dem Spiel dieser beiden jungen Damen ihre vollendet feine Erziehung empfunden. Meine Tante, die Gräfin Luckner in

Digitized by Google

Plön, die von Hamburg her mit der Familie Crelinger bekannt war, gab uns ein Empfehlungsschreiben an sie. Wir wurden auf das freundlichste aufgenommen. Man ermunterte uns zu öfterm Wiederkommen, was wir uns nicht zweimal sagen ließen; bald durften wir empfinden, daß wir mit unserer Begeisterung für die dramatische Kunst, wie mit unserm Anteil an dem ganzen geistigen Leben der Zeit gern gesehene Gäste waren, sowohl bei den Eltern, wie bei den liebenswürdigen Töchtern. Vater Crelinger, der Sohn eines früher reichen Bankierhauses, arbeitete in der Redaktion der Staatszeitung, lebte übrigens in unabhängiger Stellung als Mann von Welt und vielseitiger Bildung. Seiner Gattin sah man im täglichen Leben höchstens in ihren stets edlen Bewegungen die Tragödin an. Im übrigen erschien sie als gute, einfache Hausfrau und vortreffliche, ernst erziehende Mutter ihrer Kinder. Ich glaube wohl, daß die beiden Töchter Stich, die zugleich natürlich als Schauspielerinnen ihre Zöglinge waren, die strenge Mama mehr fürchteten als liebten. Über die Zustände auf der Bühne sprach Frau Crelinger grundsätzlich nie; ebensowenig über ihre Kollegen, nur, daß vielleicht ein leicht hingeworfenes Wort, nach dem wir dann die Ohren spitzten, uns ihre Meinung hier und da verriet. Sehr gern aber ließ sie sich in der Unterhaltung mit uns auf die Besprechung der Rollen, auch ihrer eigenen, oder auf dramaturgische Fragen und die Kritik der Stücke ein. Das waren oft Unterhaltungen von höchstem Interesse.

Es war noch nicht das Epigonentum, sondern der letzte Ausgang der großen Theaterperiode des Klassizismus. In seiner vollen Größe und Schönheit kam dieser Stil freilich

Digitized by Google

nur noch in Frau Crelinger selbst zum Ausdruck. Als Auguste Düring 1795 geboren, also als ich sie kennen lernte schon 46 Jahre alt, stand sie damals doch noch auf dem Höhepunkt ihrer zweiten erhabensten Periode, eine Gestalt von mittlerer Größe aber klassischer Rundung der Formen, noch immer eine Frau von hervorragender Schönheit, begabt mit einem volltönigen, wohllautenden Organ, welches kunstgerecht entwickelt war, um jeder leisen Gefühlsregung folgen zu können. Ich habe sie in allen Hauptrollen dieser ihrer größten Periode gesehen: Eboli, Lady Milford, Maria Stuart, Gräfin Terzki, Isabella (Braut von Messina), Adelheid (Goetz), Iphigenie, Prinzeß (Tasso), Gräfin Orsina, Antigone u. s. w. Frau Crelingers Genie ist von Iffland entdeckt worden, und ihm dankt sie ihre Ausbildung für die Bühne. Aber andere Einflüsse lenkten sie dann in andere Bahnen. 1811 gastierte zum erstenmal in Berlin das junge Ehepaar Wolff und wurde 1816 dauernd engagiert. Pius Alexander Wolff war 1803 zu Goethe nach Weimar gekommen, um von ihm seine Ausbildung für die dramatische Kunst zu erhalten. Hier fand er in Amalie Malcolmi, geschiedene Becker, mit der er sich 1804 vermählte, eine hochbegabte Bühnenschülerin Goethes. In diesem Ehepaar hat Goethe die vollendetste Ausprägung seines dramatischen Stils erreicht; seine berühmten Regeln für Schauspieler sind eine Niederschrift der Lehren, in denen er Wolff erzog. Mit beiden Ehegatten hat er allmählich alle großen Rollen seiner und Schillers Tragödien studiert. Ihre Darstellungsweise muß daher als der unmittelbarste Ausfluß seines Geistes gelten. In Berlin anfangs, wenigstens bei einem Teil des

Digitized by Google

Publikums mit einer gewissen Reserve empfangen, wurden sie rasch der Gegenstand allgemeinster Bewunderung. Auguste Düring trat von Anfang an zu ihnen in engste Beziehungen, und bald stand sie als große Schülerin der großen Meisterin neben Frau Amalie Wolff. Im Wolffschen Ehepaar selbst vollzog sich aber hier doch eine gewisse Wandlung, indem Pius Alexander mit voller Überlegung einen Teil der Ifflandschen Spielweise seinem weimarischen Stil assimilierte. Er erreichte ohne Zweifel damit eine Bereicherung nach zwei Seiten, sowohl vom höhern Pathos herabsteigend nach der Seite der von Iffland in den Vordergrund gestellten Natürlichkeit, als umgekehrt in der Steigerung des leidenschaftlichen Tones; nach beiden Seiten aber in der Weise, daß er den Idealstil nicht durchbrach, sondern ihn nur in kräftigeren Linien ausschwingen ließ. Eben dies ging auch auf Frau Crelinger über. In ihrer Prinzessin im Tasso und noch mehr in ihrer Iphigenie war kaum ein Zug, der über das Goethesche Maß hinausging, wohl aber senkte sie sich z. B. als Orsina in meisterhafter Weise in einen pikanten Konversationston herab, um dann aus dieser verhaltenen Leidenschaft in gleichem Maße zu vulkanischen Ausbrüchen empor zu steigen. In der mittlern Linie zwischen diesen Extremen lag eben der von edlem Pathos getragene eigentliche Ton der weimarischen Schule. Auf der Bühne war sie in den Rollenfächern die allmähliche Nachfolgerin der Wolff. Manchmal war es ihr ein lange dauernder Kummer, eine Lieblingsrolle noch nicht spielen zu dürfen. Als sie mit ihrer ältesten Tochter niedergekommen war, da erschien, so erzählte sie mir, Frau Wolff, und legte ihr

Digitized by Google

lächelnd die Rolle der Prinzessin im Tasso, mit rotseidenem Band umwickelt, als Angebinde zum Glückwunsch aufs Bett. Neben Wolff stand nun zunächst als Partner der beiden Tragödinnen der große Lemm, ein Heldenspieler eben derselben klassischen Richtung. Erst als dieser zu kränkeln anfing — Wolff war bereits 1828 gestorben —, berief man neben ihn Moritz Rott; neben diesen dann wieder, als Lemm 1837 gestorben war, Seydelmann. Diese beiden fand ich an dieser ihrer Stelle. Beide sind auch dem gleichen Stil und Spiel zuzurechnen, doch freilich schon mit Einschränkungen. Rott war ein entschiedener Epigone dieser Richtung. Bei ihm war das Pathos bereits sehr äußerlich; daher verfiel er häufig dem Schwulst und gespreiztem Wesen, ganz besonders gerade da, wo er meinte, natürlich sein zu sollen. Ich erinnere mich einer Vorstellung von Kotzebues „Menschenhaß und Reue" mit Rott in der Hauptrolle. Hier wollte er offenbar im Ifflandschen Stil des Natürlichen spielen, verfiel aber einer Karikatur von Sentimentalität und Schwulst. Wir jungen Kritiker, die wir wie gewöhnlich ganz vorn im Parkett saßen und vielleicht in etwas übermütiger Dinerlaune ins Theater gekommen waren, gerieten über ihn in eine so gekitzelte Lachstimmung, daß das biedere, alte Parkettpublikum uns mit Entrüstung zur Ruhe verweisen mußte. Saphir schreibt irgendwo über ihn, er könne der größte Schauspieler werden, wenn er sich den „denkenden Schauspieler" abgewöhnen wollte. Das ist soweit richtig, daß ihm nur da ein bedeutender Moment gelang, wo er aus unmittelbarer Empfindung des Moments spielte; da erkannte man dann in der Tat sein großes Talent. Übrigens blieb er meist

Digitized by Google

in Manier und Pose hängen. Ganz anders Seydelmann! In ihm wirkte und schuf der Dämon, der allein den genialen, den großen Schauspieler macht. Ich habe ihn in allen seinen größten Rollen gesehen, zum Teil mehr als einmal: Mephisto, Carlos (Clavigo), Alba (Egmont), Nathan, Marinelli u. s. w. In allen Rollen dieser Gattung stand er auf dem Boden des großen pathetischen Stils, aber mit einem sehr starken Beisatz von scharf naturalistischer Charakteristik; er gestaltete jede seiner Rollen zu einem bis in die Fingerspitzen ausgeprägten individuellen Bilde. Damit hängt es zusammen, daß er mit einer gewissen Vorliebe auch solche Rollen spielte, in denen diese charakteristische Ausgestaltung den mangelnden innern Gehalt ersetzen mußte, wie Raupachs „Cromwell" und Töpfers „Carl XII. auf der Heimkehr".

Ich hatte einst gegen Frau Crelinger meine Bewunderung ausgesprochen über ihr Zusammenspiel mit Seydelmann in Scribes „Glas Wasser". Das veranlaßte sie zu einer lehrreichen Äußerung. Es sei sehr schwer, mit Seydelmann zusammen zu spielen, weil er von dem Mitspieler eine peinliche Einordnung in das von ihm geschaffene Bild verlange. Das hemme sie oft sehr in freier Entfaltung des Spiels. Ich meinte, auch sie müsse doch das Gesamtbild vorher sicher festgestellt haben. „Das Gesamtbild gewiß", erwiderte sie, „aber das einzelne ergibt mir der augenblickliche Instinkt; wenn ich auf der Bühne stehe, fühle ich mich völlig in meiner Rolle und deren Stimmung ist meine, aus der heraus ich handle." Eben dies war es, was ihrem Spiel die so wunderbare volle Wirklichkeit verlieh. Diese

Digitized by Google

Wirklichkeit erreichte Seydelmann erst auf einem Umwege, indem das detaillierteste Mosaik der einzelnen Züge und Bewegungen wieder zur Einheit zusammengeschmolzen wurde. Jenes war das Werk des scharfen Verstandes, dieses das des schauspielerischen Genius.

Unter den jüngeren Damen des Schauspiels hatte Frau Crelinger keine ebenbürtige Künstlerin neben sich. Am nächsten wohl stand ihr in der Ausprägung des Stiles solange sie dort blieb — sie ging im Herbst 1842 an das Schweriner Hoftheater — ihre Tochter Klara Stich; dieser aber fehlte freilich das Größte der Mutter. Charlotte von Hagn, die Schwäbin, so entzückend sie auch im Lustspiel als jugendliche Liebhaberin war, paßte doch in den Rahmen der Berliner Tragödie nicht hinein; das verkannten die damaligen Berliner Kritiker, die ihr zum Sieg über Klara Stich verhalfen; denn vor ihr mußte die letztere weichen. Wer das kokette Gretchen der Hagn neben dem rührend innigen Bilde der andern sah, hätte darüber nicht zweifeln dürfen. So sieht es also fast aus, als ob, genau genommen, die Crelinger schon einsam als letzte Repräsentantin des alten Goetheschen Stiles dagestanden hätte. Das aber war durchaus nicht der Fall; denn um sie her wirkte eine treffliche kleine Schar von Künstlern und Künstlerinnen für die Rollen der zweiten und dritten Ordnung, die in der Tragödie die alte Tradition fest aufrecht hielt, sodaß Vorstellungen von herrlicher Harmonie entstanden, in denen sich jeder dem Ganzen bescheiden ein- und unterordnete. Zu dieser alten Garde gehörten vor allen Franz, Wauer, Weiß, auch Grua und last not least die alte Amalie Wolff selbst.

Digitized by Google

Sie war längst in das Fach der komischen Alten, hauptsächlich der feinern Gattung, übergegangen, spielte also im allgemeinen nur noch im Lustspiel, aber mit ganzer, alter Kunst, namentlich wo die Rolle ihr den Rahmen für eine ergötzliche Charakteristik bot. Ihre verzückte Walter Scott-Schwärmerin in Raupachs „Schleichhändlern" oder in dessen dramatischem Scherz „Der Degen", die vornehme Alte, die nach dem Diner unter dem Geschwätz des jungen Laffen einschläft, das waren vollendete Kabinettstücke.

Die Jahre des Berliner Schauspiels, die ich erlebte, waren die ersten der Intendantur Küstners, der jedenfalls zunächst das Verdienst hatte, administrativ mit fester Hand in die reichlich verlotterten Zustände des Theaters einzugreifen. Die eigentlichen Verdienste des vielgescholtenen Mannes, die in der Verjüngung des Personals lagen, konnten der Natur der Sache nach erst später und allmählich zur Geltung kommen. Er war dabei um so mehr in einer schwierigen Lage, als es sich ja, wie schon das Erzählte ergibt, nicht allein um den Ersatz des Alters durch die Jugend handelte, sondern einer dem Epigonentum bereits in die Arme treibenden alten Zeit durch Kinder eines neuen Geistes. In den ersten Jahren spürte man hiervon freilich noch nichts; seine Verwaltung galt, wenn ich nicht irre, wohl mehr der Maschine, als dem Geiste des Instituts. Im Crelingerschen Hause schien er mir nicht sehr wohl angesehen zu sein. Frau Crelinger, sonst, wie schon gesagt, in diesen Dingen sehr zurückhaltend, äußerte gelegentlich: „Wie oft denke ich der alten Zeiten unter Graf Brühl! Manchmal klagten wir wohl, daß der vornehme Leiter der Bühne

Digitized by Google

sich von Rücksichten leiten lasse, die mit der Kunst nichts zu tun hätten, und jetzt —?" Ein Seufzer verriet was sie dachte.

Überlege ich mir das Repertoire des Schauspiels in jenen $2^1/_2$ Jahren, so standen Lessing, Schiller, Goethe, Shakespeare im Mittelpunkt. Grillparzer, dessen „Ahnfrau" früher zu den Glanzstücken der Berliner Bühne gehört hatte, war bereits von der Wolke verschleiert, hinter der er erst Jahrzehnte später so glänzend wieder hervortreten sollte. Houwäld und Müllner waren völlig verschwunden; von Raupachschen Tragödien habe ich nur den Cromwell gesehen, merkwürdigerweise, denn seine in den vierziger Jahren doch viel gespielten Hohenstaufen-Tragödien waren schon 1837 gedruckt worden. Von seinen Lustspielen wurden neben den wegen ihrer meisterhaften Aufführung mit Recht beliebten „Schleichhändlern" nur allerlei Kleinigkeiten gespielt. Von lebenden Dichtern sah man Gutzkow und Laube und die erste Aufführung von Hebbels Maria Magdalena, die unter den gemütlichen Alten des Parketts eine tiefe Entrüstung hervorrief, während die ernste Kritik die Größe und Bedeutung des Stückes sofort erkannte. Im Lustspiel herrschten Karl Töpfer und Karl Ludwig Blum mit ihren meist aus Frankreich importierten Arbeiten vor; auch einige von alters her beliebte Vaudevilles sah man noch, und zu besonderm Vergnügen gereichten dem Publikum Louis Schneiders kleine Duodramen, wie sein „Kurmärker und Picarde". Er selbst spielte immer die männliche Hauptrolle. Wenn ich hiermit den allgemeinen Charakter des damaligen Repertoires richtig gezeichnet zu haben meine, so darf ich behaupten,

Digitized by Google

daß wir uns irgendwie hervorragende Dinge nicht entgehen ließen.

Ich habe mich bei dem Theater so lange aufgehalten, weil es für meine eigene geistige Entwickelung eine große Rolle gespielt hat, mich schließlich sogar noch zu einem Fehlgriff verlockte, den ich zu beichten haben werde. Ich möchte aber von dem Gegenstand nicht scheiden, ohne vorher noch einmal auf den Idealstil der Goethezeit zurückzukommen; es ist so unendlich schwer, sich allein nach den Berichten eine lebendige Vorstellung zu machen von dem, was man selbst nicht mehr gehört hat. Da mag vielleicht eine kleine Schilderung aus eigener Erinnerung als ein Beitrag zum Verständnis willkommen sein. Man hört gewöhnlich als einen Hauptvorwurf gegen diesen Stil hervorheben, daß sich die Deklamation in monotonem und dadurch um so mehr unwirklichem Pathos bewege, und doch trifft dies nur das Zerrbild der Sache, nicht sie selbst.

In Berlin trat damals eine junge Wiener Schauspielerin von viel Talent und herrlicher Erscheinung auf, unter anderm auch als „Jungfrau von Orleans“. Sie riß uns Jüngere hin. Am Abend darauf saßen wir bei der Familie Crelinger in ihrem Charlottenburger Landhaus am „Knie“; die Balkontüren ins Freie standen offen, eine erfrischende Abendkühle drang herein. Wir sprachen laut unsere Begeisterung über den Wiener Gast aus, auch der Sohn der Frau Crelinger, stud. med. Stich. Es zeigte sich, daß auch die Eltern Crelinger im Theater gewesen waren. Sie ließen uns reden, ohne zu widersprechen, aber auch ohne zuzustimmen. Wir fühlten wohl, daß diesmal unser Urteil nicht mit dem ihren

Digitized by Google

übereinstimmen wollte. Plötzlich lachte Herr Crelinger vergnügt auf und rief: „Diese Jugend! Das nennt sie eine Jungfrau von Orleans! Auguste, gib ihnen doch mal eine kleine Probe, wie es klingen muß.“ „Mit der Stickarbeit in der Hand statt Helm und Schwert?“ antwortete sie lächelnd. „Das ist für dich ganz einerlei“, meinte er, und sie gab nach. Die Hände mit der Stickarbeit lagen im Schoß, sie saß eine Weile schweigend und sinnend: dann begann sie den ersten Monolog. Ich erinnere daran, daß selbstverständlich schon die ersten Worte aus dem tiefsten Pathos, d. h. der tiefsten Seelenerregung herausklingen mußten. Hier hätte man also, wenn die Annahme von jenem monotonen Pathos gerechtfertigt wäre, ein Musterbeispiel von so einförmig hinfließender Deklamation, nur etwa in Einzelheiten und gegen den Schluß durch die Tonstärke noch gehoben. Und wirklich pflegt man ja dergleichen zu hören. Wie anders aber das, was uns hier aus dem Munde der alten Goetheschülerin entgegenklang! Die erste Strophe, das: „Lebt wohl, ihr Berge“ .... klang wie aus zitternder Seele heraus, im Ton der süßesten Wehmut und kindlichen Abschiedsschmerzes. Die Augen suchten die geliebten Gegenstände ihrer harmlos friedlichen Jugendtage. Schon mit der letzten Zeile: „Johanna geht, und nimmer kehrt sie wieder!“ legte es sich wie ein Schleier über ihre Stimme, die allmählich herabsank. Sie blickte — so empfand man — nicht mehr hinaus, ihr Blick ging in ihr Inneres. Sie sah nicht mehr, was sie hier äußerlich zurückließ. Nicht die Berge und Täler sollte sie, sie sollte sich selbst verlieren; es war das Opfer ihres Friedens, ihres Glückes, ihres Seins, das sie

Digitized by Google

bringen sollte. Als ob die Brust sich ihr zusammenschnüre, klangen die letzten Zeilen dieser Strophe: „So ist des Geistes Ruf an mich ergangen, mich treibt nicht eitles irdisches Verlangen.“ Mit den letzten Worten schien sie, in der Tiefe erbangend, noch einmal ihr Innerstes zu prüfen; dann aber nahm ihr Ton, sich aus der Tiefe leise erhebend, allmählich den Klang einer mystischen Offenbarung an, sie hörte die Stimme aus den Zweigen des Baumes: „Geh hin! Du sollst auf Erden für mich zeugen!“; aber bis an die letzte Strophe heran behielt ihre Stimme, wenn auch unter allmählicher Tonsteigerung, den verschleierten Klang, als spräche sie aus einer Vision heraus. Dann aber mit den ersten Worten der letzten Strophe schien die Vision in die Wirklichkeit herausgetreten: „Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen. Er sendet mir den Helm; er kam von ihm!“ Sie war verwandelt; aus der kindlichen Wehmut, aus dem mystischen Dunkel der Seherin trat plötzlich in strahlendem Sonnenschein die kriegerische Heldin hervor, „von Götterkraft“ berührt. In hellstem Klang tönte die wundervolle Stimme. Man sah sie hingerissen in das Kriegsgewühl, man sah das Schlachtroß unter ihr steigen; man hörte die Trompeten klingen. — Wir saßen alle stumm ergriffen, nachdem sie schwieg, und schauten sinnend in das Abenddunkel hinaus. Wie eine künstlerische Offenbarung war es über uns gekommen.

* * *

Berlin hatte damals außer den königlichen Theatern nur noch eines, das im Jahre 1824 eröffnete Königsstädter Theater. Zwar dessen erste Periode, in der Künstlerinnen

Digitized by Google

wie Henriette Sontag in französischer und italienischer Oper, oder Karoline Bauer im Salonstück hier glänzten, war vorüber; aber von seinen glänzenden Darstellern komischer Rollen: Schmelka, Spitzeder stammte ein ausgezeichnetes Possenpersonal her, an dessen Spitze zu meiner Zeit Spitzeders Zögling Beckmann, der nachmalige Wiener Burgschauspieler, stand, köstlich unterstützt von seiner Gattin, einer unvergleichlichen Soubrette, schneidig, manchmal derb aber immer zum Küssen graziös. Neben beiden in den niederen komischen Rollen: Grobecker. Eine Berliner Lokalposse gab es damals noch nicht, obgleich der altbekannte und in seiner Art ganz eigene Berliner Witz schon seit dem Anfang der dreißiger Jahre zu künstlerischer Gestaltung hindrängte. Es war Glasbrenner, der auf den glücklichen Gedanken verfiel, ihn in den verschiedenen Klassen der Bevölkerung zu verfolgen, bei den Eckenstehern, die sich damals noch in allen Straßen fanden, den Droschkenkutschern, den Invaliden mit dem Guckkasten, den Obsthökerinnen u. s. w. So schuf er in den kleinen Heften: „Berlin, wie es ißt und trinkt" eine ganze Reihe von Typen dieser Gattung, die schnell eine außerordentliche Beliebtheit und Verbreitung gewannen. Aus diesem Kreise stieg eine Gestalt als der klassische Heros des ganzen lokalen Berliner Witzes hervor: „Nante Eckensteher!" Es war Beckmann, der sich dieses lustige dramatisierte Verhör aus den Glasbrennerschen Quellen zusammengestellt hatte. Es muß schon bald nach 1830 gewesen sein; denn schon in meiner Preetzer Knabenzeit habe ich den Nante mit meinem Kameraden Brodersen unter Wentorps Regie zur Freude der Klosterdamen gespielt. Beckmann mußte dann

Digitized by Google

natürlich die Rolle bis zur Erschlaffung darstellen; mit der hundertsten Aufführung erklärte er den Spaß für tot. Als aber nach dem großen Hamburger Brand von 1842 die Theater überall für die Abgebrannten Vorstellungen gaben, fand sich Beckmann bereit, den Nante noch zum „hundert-einsten und allerletzten Mal" zu spielen. So habe ich mit unglaublichem Ergötzen dies geradezu vorbildlich gewordene kleine Genrebild noch in seiner originalen Aufführung gesehen.

Der Berliner Lokalwitz hatte inzwischen seinen Eingang in die Presse gefunden; zuerst in Glasbrenners „Don Quixote", einem Sonntagsblatt; hier aber genierte er bald die hohe Polizei; es war noch unter Friedrich Wilhelm III.; das Blatt wurde verboten. Als seit 1840 ein freierer Luftzug wehte, fand er seinen Ausdruck in einer Menge einzelner Flugblätter mit Versen und Karikaturen auf die Tagesereignisse; auch in die königliche Bühne drang er ein in der Person eines Schauspielers und Poeten, des schon erwähnten Louis Schneider. Das Prickelnde der Komik in seinem eigenen Spiel beruhte wesentlich auf der Ausprägung des Berliner Lokalwitzes in allerlei Gestalten, die dann auch in seinen dramatischen Arbeiten nicht fehlten. Aber noch einen andern, höchst originellen, Witzbold möchte ich erwähnen, einen Vorläufer des „Kladderadatsch", auf den ja, wie man leicht sieht, diese ganze Bewegung des Berliner Lokalwitzes hindrängte. Es war ein Weinwirt namens Duncker. Seine Weine waren abscheulich, seine Kneipe trotzdem brechend voll, namentlich wenn er auf lustigen Einladungskarten „Ein Fest" ankündigte, bei dem z. B. die

Digitized by Google

Kellnerinnen in Marketendertracht auf Eseln ritten. Die Gäste saßen um einen langen Tisch. Sobald Duncker am schmalen Tischende Platz nahm, intonierte die Musik einen Straußschen Walzer. Wenn ein Teil zu Ende war, erhob sich Duncker, eine Gerte in der Hand, und erzählte mit der trockensten Miene, hinter der sich der Schalk versteckte, irgend etwas Schnurriges mit witziger Pointe aus den Tagesbegebenheiten der Stadt. Wenn bei der Pointe der Jubel des lachenden händeklatschenden Publikums ausbrach, fiel die Musik mit dem nächsten Walzerteil wieder ein. In dieser Beleuchtung fehlte z. B. nicht Liszt und die fanatische Begeisterung der Berlinerinnen für ihn. Duncker durfte sich sogar erlauben, witzige Bemerkungen vorzutragen, die „eine allerhöchste Person" gemacht haben sollte. Er war dabei allerdings vorsichtig; doch erzählte man sich, der König habe ihm einmal sagen lassen, er (der König) werde in den nächsten vier Wochen keine Witze mehr machen.

Erst das Jahr 1848 blies alles dies zu heller Flamme an, und Kalisch — der Mitbegründer des „Kladderadatsch" — wurde durch sein „Berlin bei Nacht" der Vater der eigentlichen Berliner Lokalposse. Das Repertoire des Königsstädter Theaters brachte zu meiner Zeit hauptsächlich noch die Wiener Posse. Schon traten dabei die wahrhaft poetischen Gebilde von Raimund in den Hintergrund; das Entzücken des Tages bildete Nestroy mit „Lumpaci Vagabundus", „Talisman" u. s. w. Daneben sah man Possen ohne Lokalfarbe, wie: „Er mengt sich in alles", „Der Vater der Debütantin" und dergleichen. Allenfalls könnte „Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten" als ein Stück dramatisiertes

Digitized by Google

Berlinertum gelten. Das alles waren Glanzrollen von Beckmann, die jedem, der sie sah, unvergeßlich geblieben sein müssen als Prachtstücke der Komik.

* * *

Daß das Leben im Crelingerschen Hause für mich einen Teil seines Reizes dadurch verlor, daß Klara Stich im Herbst 1842 Berlin verließ, will ich nicht leugnen. Ohne daß jemals ein Wort von Liebe in persönlicher Annäherung zwischen uns gewechselt wäre, hatte sich doch ein innig-freundschaftliches Verhältnis gebildet. Im übrigen blieb mein Verkehr mit der Familie unverändert. Derselbe Herbst führte mir gerade hier eine interessante Erscheinung entgegen: Georg Herwegh, den Sänger der „Dichtungen eines Lebendigen". Diese 1841 erschienenen Lieder sind uns zuerst durch die Huldigungen bekannt geworden, welche dem Dichter auf seiner damaligen Sängerfahrt durch Deutschland dargebracht wurden, und durch diese Dichtungen in ihrer radikalen Richtung sind wir uns zuerst der Strömung bewußt geworden, von welcher das ganze Geistes- und politische Leben in Deutschland seit kurzem ergriffen worden war. Bald waren ihre Schlagworte in unser aller Mund; der Glanz der Verse, der berückende Klang der Reime und Rhythmen riß uns hin und täuschte uns hinweg über die Einsicht, daß doch am letzten Ende nichts wie gereimte Zeitungspoesie dahinter steckte; zu solcher Erkenntnis bedurfte es erst einiger Ernüchterung. Wie ganz Berlin, so sahen auch wir dem politischen Propheten in erregter Ungeduld entgegen und waren hoch erfreut, als eines Tages Crelingers uns auf

Digitized by Google

Herwegh einluden. Er war ohne Zweifel eine ungewöhnliche Erscheinung. Sein geistvoller Kopf mit den dunklen Haaren und den großen Augen, in denen ein fanatisches Feuer brannte, hatte etwas sehr Fesselndes. Er war von düsterm, verschlossenem, im Innersten erregtem Wesen. Mit tiefer, klangvoller Stimme sprach er verschiedene seiner Gedichte, darunter das noch nicht gedruckte: „Die Lerche war's und nicht die Nachtigall!" Selbst unser kühler und kritischer, dem Dichter politisch höchst abholder, Gönner Crelinger konnte sich doch dem tiefen Eindruck dieses flammensprühenden Geistes nicht entziehen, geschweige denn wir Jungen, die wir nur zu gern bereit waren, aus seinen Verkündigungen das Morgenrot der Freiheit aufflammen zu sehen.

Ihn selbst knüpfte übrigens soeben ein neues Band an die Erde. Unter den Gästen jenes Abends befand sich auch seine nachmalige Gattin, mit der er sich bald verlobte, Fräulein Emma Siegmund. Sie war eine Freundin des Hauses und mir schon aus früheren Begegnungen bekannt, mir aber mit ihrem Radikalismus und ihrem absprechenden Wesen sehr zuwider. Sie war wenig hübsch, recht blaustrümpfig, dafür aber recht reich. Daß sogar der König sich herbeiließ, Herwegh zu empfangen, wobei er ihn als seinen „ehrlichen Feind" bezeichnete, ist bekannt, ebenso, daß dann Herwegh von Königsberg aus ein, in unglaublicher Überhebung abgefaßtes Schreiben an den König richtete und dafür bei seiner Rückkehr aus Berlin ausgewiesen wurde.

* * *

Digitized by Google

Ich habe natürlich in Berlin in mancherlei Familien verkehrt. Tiefere Eindrücke sind mir doch nur aus zweien geblieben, Eindrücke sehr verschiedener Art. Die eine war die der Gebrüder Grimm, die bekanntlich während ihres ganzen Lebens in gemeinsamer Häuslichkeit lebten, Jakob unverheiratet, Wilhelm damals mit Frau und drei Kindern, deren ältestes, Herman, noch in den Knabenjahren stand. Ich war durch Wentorps bei ihnen eingeführt, die ihrerseits von Göttingen her durch das Dahlmannsche Haus mit ihnen befreundet waren. Es war ein in hohem Maße anziehender Familienkreis. Über dem Ganzen lag ein Geist des Friedens und stiller Heiterkeit, innerhalb deren man sich kaum oder doch erst durch das, was man mit nach Hause trug, bewußt wurde, wie sehr alles Denken und Treiben hier auf hohe Ziele gerichtet war. Von der überragenden wissenschaftlichen Bedeutung der beiden Männer hatte ich ja zwar noch keinen Begriff; mir waren sie nur erst die „Märchenbrüder". Aber eifrig lauschte ich in der stets angeregten Unterhaltung am abendlichen Teetisch dem reichen Schatz belehrender Mitteilungen, den beide Brüder gern spendeten, wo sie Ohren zum Hören fanden, jeder in seiner Art, Jakob mehr zurückhaltend und scheinbar verschlossen, weil er sich schwer aus dem Gedankenkreis losriß, der den vom Arbeitstisch oft erst spät Kommenden noch festhielt; wenn er aber sprach, sprudelnd lebendig, geistvoll, oft in Aphorismen; Wilhelm: ganz im Gegenteil, sich in behaglichem Humor ergehend. Ein für allemal geladen, um die Teestunde zu kommen, fand man fast immer einen oder einige Gäste, und ich habe dort manche interessante Persönlichkeit, wenn auch nur in äußer-

Digitized by Google

licher Weise, kennen gelernt. Eines Abends saß die Gesellschaft schon um den gemütlichen Tisch, als die Tür sich öffnete und eine kleine ältliche Dame mit raschem Schritt hereintrat; noch steht sie vor mir: in schwarzem, etwas unordentlich sitzendem Seidenkleid, mit schon ergrautem, offenem, Haar und einem höchst originellen, von Geistesleben gefurchten Gesicht. Die Eintretende blieb stehen, sah lächelnd ins Zimmer und sagte: „Da bin ich!“ Ein allgemeiner fröhlicher Gegengruß hieß sie willkommen: es war Bettina, „das Kind“!, damals 57 Jahre alt. Vergnügt huschte sie in eine Sofaecke und hatte im Umsehen mit ihrer geistreichen Lebendigkeit ein allgemeines Kreuzfeuer der Unterhaltung entzündet. Als gelegentlich eine kurze Pause eintrat, sagte sie: „Was wohl das verehrte Publikum im Parkett sagen würde, wenn wir uns so, wie wir da sind, auf die Bühne setzten und uns unterhielten? Wir sollten's eigentlich mal probieren in einem Stück mit einer Teeszene; da kriegten die Menschen wenigstens etwas Besseres zu hören, als in dem Geschwätz in ihrem dummen Lustspiel.“ — Mir ist noch eine Erinnerung von diesem Abend geblieben. Die Rede war auf Goethe gekommen, was in diesem Kreise sehr nahe lag. Da erzählte sie von ihrer ersten persönlichen Begegnung mit ihm auf ihrer bekannten Reise nach Weimar im Jahre 1807. Sie erzählte, wie sie in dem Gedanken, den Vergötterten sehen zu sollen, alles innere Gleichgewicht verloren habe, ihre Spannung habe einen fieberhaften Charakter angenommen, in den letzten Nächten sei kein Schlaf in ihre Augen gekommen. Wie sie ins Haus, ins Zimmer gelangt sei, das wisse sie selbst nicht mehr. Aber als sie

Digitized by Google

dann vor ihm stand, er sie lächelnd freundlich begrüßte und mit seinen großen Jupiteraugen anschaute, da sei wie ein Zauber die vollkommenste glückliche Ruhe über sie gekommen, alle Befangenheit sei plötzlich verschwunden gewesen und sie habe ihrer ganzen Natürlichkeit freien Lauf gelassen. Der kleine Hergang ist typisch für ihr ganzes Verhältnis zu Goethe. Ihr Biograph in der „Allgemeinen deutschen Biographie" (es ist der bekannte Goetheforscher Herr von Loeper, hinter dem aber hierbei Herman Grimm steht) sagt folgendes darüber:

„Bettinas Berühmtheit und ihre Stellung in der deutschen Literatur wurzeln hauptsächlich in dem „Briefwechsel mit einem Kinde", der bewußten künstlerischen Reproduktion eines novellistischen Stoffes aus dem Leben. Einer dithyrambisch fortgerissenen Mädchennatur wird die, diese bezähmende Sophrosyne des Dichters gegenübergestellt."

Übrigens war auch Bettinas Tochter Gisela, Herman Grimms nachmalige Gattin, an jenem Abend zur Stelle. Sie präsentierte sich uns gleich in ihrer originellen, übermütigen Lustigkeit. Das schöne, lang aufgeschossene Mädchen in kurzen Kleidern erschien aus der Kinderstube auf sehr hohen Stelzen und spazierte zum Schrecken der Alten um den Teetisch herum. Auch Herman und Gisela, später in München gern gesehene Gäste unseres Hauses, echte Kinder der Goethezeit, sind nun schon dahingegangen! Die Freundschaft und Güte aller Grimms blieb mir treu, so lange sie lebten.

Noch eines zweiten Hauses hier zu gedenken, verpflichtet mich schon die Dankbarkeit für die wohlwollende Aufnahme,

Digitized by Google

die ich darin fand. Es ist das Haus des damaligen dänischen Gesandten in Berlin, des Grafen Reventlow-Altenhof, und seiner zweiten Gemahlin, einer geborenen Gräfin Voß. Der Graf war überhaupt sehr gütig gegen seine jungen Landsleute. Mir kam aber noch der Umstand zu gute, daß zwei meiner Studiengenossen, Baudissin und Rantzau-Rastorf, seine nahen Verwandten waren. Wir drei wurden sehr häufig im engsten Familienkreise zu Tische geladen. Auch hier traten verschiedene interessante Persönlichkeiten in unsern Gesichtskreis, darunter vor allen der nachmals so viel genannte Herr von Radowitz, dessen Gattin, eine geistig sehr bedeutende Frau, die ältere Schwester der Gräfin Reventlow war. Radowitz war zu jener Zeit erster Bevollmächtigter am Bundestage, wurde aber zugleich vom König, zu dessen engstem vertrauten Kreise er gehörte, zu vielerlei diplomatisch-militärischen Geschäften und Missionen verwandt. Wir hatten am Reventlowschen Tisch mehrfach Gelegenheit, uns mit staunender Bewunderung an seiner alles umspannenden Gelehrsamkeit und seinem ganz unglaublichen Gedächtnis zu erfreuen, wenn er uns z. B. eines Mittags in einem Zuge und mit gleich sicherer Orientierung über die Religion der Chinesen und die Uniform der dänischen Artillerie im Anfang des 18. Jahrhunderts belehrte, letzteres gelegentlich eines an der Wand hängenden Porträts.

Auch bei ihrer höchst liebenswürdigen und klugen Mutter, der alten Gräfin Voß, führte Gräfin Reventlow uns ein. Wir durften hier einen neugierigen Blick in die große Welt tun; denn der Salon der Gräfin Voß war ein beliebter Sammelpunkt für den Hof- und Diplomatenkreis

Digitized by Google

Berlins. So blieb denn auch dieser Verkehr nicht ohne günstigen Einfluß auf unsere gesellige Bildung und Haltung.

* * *

Sowohl 1841 wie 1842 verbrachte ich einen Teil der großen Ferien bei meinem Bruder in Kopenhagen. 1842 schloß sich aber daran ein höchst heiterer Aufenthalt in Plön, wo sich noch einmal und zum letztenmal die ganze lustige Jugendbande, Vettern und Freunde, Kusinen und Freundinnen, wieder zusammenfand. Man hatte auf mich gewartet, um ein besonderes Fest in Szene zu setzen. Unser aller Freund, der öfter genannte Gardthausen, feierte in Plön seine Hochzeit. Dazu wollte man dem Poeten irgend eine besondere Huldigung bringen. Ich schlug vor, den Sommernachtstraum zu spielen. Die Alten schüttelten bedenklich den Kopf; die Jungen aber, Weiblein wie Männlein, stimmten mir begeistert zu; der Bürgermeister stellte uns den großen Rathaussaal zur Verfügung; mit der Regie wurde ich selbst betraut. Wie toll und tollkühn der Plan auch war und wie bescheiden unsere Kräfte und Mittel, so gelang dennoch das Ganze über alle Erwartung und ist allen Zuschauern in unvergänglicher Erinnerung geblieben. Zunächst war freilich eine teilweise kleine Umarbeitung des Stückes nötig, denn unser Personal genügte ihm nicht. Ich erwies mich aber dem Direktor eines Wiener Vorstadttheaters ebenbürtig, der es in gleicher Notlage ermöglichte, im Don Carlos den Marquis Posa zu streichen. Ich strich den Theseus samt seinem ganzen Hof und setzte die Väter der Liebenden an seine Stelle. Die Bühne ward aus Massen von Epheu und anderm

Digitized by Google

lebenden Grün sehr reizend hergestellt, in der Mitte eine durch Versatzstücke schließbare Rosenlaube für die Titania. Die Aufführung, welche andern Tages wiederholt werden mußte, klappte tadellos, wenn auch hier und da die vornehme Gesellschaft des Stückes einige Ähnlichkeit mit den Rüpeln bekam. Das war gewissermaßen der Abschluß der fröhlichen Jugendzeit, und wir sind alle stolz darauf gewesen, daß wir der Berliner Wiedereinführung des Sommernachtstraums in den Spielplan der deutschen Bühne mit unserer Darstellung als die ersten zuvorgekommen sind.

Kurz darauf zerstreuten wir uns in alle Winde und haben uns in solcher Zahl nie wieder zusammengefunden. Bald genug griff auch schon der Tod in den Kreis hinein, und wenn ich mich jetzt umschaue, so leben von allen den lustigen Gesellen, die in jener Mittsommernacht mit mir von Athen in den Wald hinauszogen, nur noch zwei: Flaut der Belgenflicker und Schnock der Schreiner!

* * *

Als im folgenden Jahre 1843 das Ende der Berliner Studienzeit herannahte, war auch mein Beschluß, den Kurs noch einmal zu ändern, gereift. Daß ich mein juristisches Studium in Berlin mit allem Ernst betrieb, habe ich schon gesagt. Rein als Studium betrachtet, hat es mich auch angezogen; stets aber, wenn ich des Ziels gedachte, zu dem es mich führen sollte, an eine praktische Verwaltungslaufbahn, fühlte ich eine unabweisbare Abneigung dawider, die auch bei fortschreitendem Interesse am Studium nicht wich. Bei meinen Studiengenossen sah ich die ganz entgegengesetzte

Digitized by Google

Erscheinung. Auch bei den begabtesten unter ihnen stand doch bei aller Arbeit das zu erreichende Ziel einer praktischen Lebensstellung immer im Vordergrund, und bei den unbedeutenden Köpfen wurde vollends das Studium nur als lästige Fronarbeit zur Erreichung des Examens empfunden. Mir dagegen ward, je weiter ich fortschritt, immer mehr zu Mut, als wenn sich mit dem Durchgang durchs Examen die Tore des glücklichen Treibens hinter mir schließen würden und ich den weitern Lebensgang mit dem Gefühl antreten müsse, fortan auf alles zu verzichten, was mich innerlich erfreute und erbaute. Heute darf ich es aussprechen, daß die Einsicht, die sich dabei allmählich bei mir zur Klarheit durchrang, in ihrer Beziehung auf mich selbst vollkommen richtig war, die Einsicht, daß meine Natur an erster Stelle auf wissenschaftliche Arbeit angelegt sei und daß hier das Feld meiner Begabung liege. Wenn ich damals zurückdachte, so mußte ich mir sagen, daß ich die verschiedenartigsten Dinge, mit denen ich mich beschäftigt hatte, stets mit einem, vom Stoff fast unabhängigen, gleichen Eifer betrieben hatte; was mich zog und anzog, war das Lernen und Forschen selbst, und fragte ich mich dann, wo denn zuletzt auch die Freude am Stoffe selbst hinzugetreten sei, so daß meine Neigung sich hier gewissermaßen vor Anker gelegt hatte, so waren es ja ganz unzweifelhaft Literatur, Poesie und Kunst. Im Beginne dieser Gärung geriet ich sogar, in falscher Deutung der Zeichen, auf den Einfall, es stecke ein dramatisch schöpferischer Trieb dahinter. Ich sehe noch den Berliner Tiergarten in heller Mondscheinnacht vor mir (ich kehrte von einem Abend bei Grimms zurück, wo mich die

Digitized by Google

Gespräche so erregt haben mochten), da griff ich mit plötzlichem Entschluß einen Stoff an, mit dem ich mich schon wegen seiner dramatischen Natur beschäftigt hatte, und dichtete frischweg eine flammende Rede, die den Schluß des ersten Aktes bilden könnte. Die Freunde waren andern Tages entzückt davon und hielten mich noch viel sicherer, als ich selbst, für den neuesten großen Dramatiker. So habe ich meine Tragödie wirklich bis zum Schluß des nächsten Jahres in Nebenstunden fertiggebracht. Zehnmal hätte ich sie unterwegs liegen lassen, wenn nicht Baudissin mit der Hetzpeitsche seiner Begeisterung immer hinter mir gestanden hätte. Was ich für echten schöpferischen Drang nahm, war nur eine Nachwirkung meiner Liebe, vor allen zu Shakespeare, und meine dramatis personae waren nicht sowohl Nachbildungen wirklichen Lebens, als vielmehr Nachklänge der großen schauspielerischen Persönlichkeiten, in deren Anschauen mein Kunstsinn sich erschlossen hatte: Frau Crelinger und Klara Stich an der Spitze. Das Ganze war ein Mißgriff, indessen — gelernt und gesorscht habe ich auch dabei, und wärs nur über Versbau und dramatische Komposition.

Meine Scheu vor der praktischen juristischen Karriere sollte aber noch eine besondere Verstärkung erhalten.

Es war gerade um diese Zeit, daß die literarische Fehde in der schleswig-holsteinischen Frage auch uns Jüngere, die wir bis dahin mehr oder weniger unpolitisch geblieben waren, in ihren Kreis zog, während zugleich das Bewußtsein des Deutschtums durch die von Preußen unter seinem neuen König ausgehende Erregung lebhafter erwachte. Hier bildete

Digitized by Google

sich, wenn auch zunächst noch halb unbewußt, ein drohender Gegensatz. Er kam mir zum Bewußtsein unter den schon erwähnten Besuchen bei meinem Bruder in Kopenhagen. Schon fand ich ihn selbst auf unbehagliche Weise innerhalb solcher Reibungen stehend. Das trug jedenfalls dazu bei, meinen schon schwankenden Gedanken die Richtung auf ein festes Ziel zu geben, und dies feste Ziel war eben das, meine Lebensaufgabe zunächst in freier wissenschaftlicher Arbeit zu suchen. Wie ich mir diese innerhalb der germanistischen Studien gestalten wollte, war mir damals noch nicht klar; das überließ ich besserer Orientierung nach meiner Rückkehr in die Heimat. Bis dahin verschob ich auch die Auseinandersetzung darüber mit meinem Vater. Hatte diese ganze Angelegenheit während des letzten Berliner Semesters als ein schwerer Alp auf mir gelegen, so war mir nun durch den festen Entschluß nicht nur meine Ruhe und gute Zuversicht, sondern auch der fröhlichste Mut für den verheißenen glänzenden Abschluß der Berliner Jahre zurückgegeben. Baudissins und meine gemeinsame Tante: Gräfin Freya Baudissin (die Schwester meiner Mutter), hatte uns zu einem Ferienaufenthalt auf ihre österreichischen Güter: Wasserburg und Karlstetten bei St. Pölten eingeladen, und wir trugen den Konsens unserer Eltern dazu in der Tasche, als die Ferien 1843 anbrachen. Also fröhlich hinaus in die schöne weite Welt!

Es war noch nicht so leicht wie heute, bis an die Donau hinunterzukommen. Berlin konnten wir zwar auf der Eisenbahn verlassen, aber, wenn ich nicht irre, mußte schon in Köthen die Fahrpost zu Hilfe kommen. Es ging

Digitized by Google

über Dresden elbaufwärts nach Prag. Von da mittelst „Stellwagens“ nach Budweis, auf einer mit Pferden betriebenen Eisenbahn nach Linz, zu Dampfschiff die Donau hinab, über Mautern und St. Pölten nach Wasserburg. Seit 1830 hatte ich die sehr geliebte Tante nicht wiedergesehen; sie war inzwischen längst Witwe geworden. Ihre drei Söhne, die in der österreichischen Armee dienten, waren abwesend. Statt ihrer fanden wir die sechzehnjährigen schönen Zwillingsschwestern Rosa und Blanca Baudissin, die die Tante als ihre eigenen Töchter erzog. Es folgten nun fröhlichste Wochen. In täglichen Ausflügen zu Fuße und zu Wagen ward die schöne Umgegend durchstreift. Wir besuchten Dürenstein an der Donau mit der Ruine des Schlosses, in dem einst Richard Löwenherz gefangen saß; die reiche Abtei Lilienfeld, wo am Diner beim Abte der Dichter Castelli teilnahm. Auch in Wien machten wir einen achttägigen Aufenthalt und ergötzten uns auf das höchste an den unvergleichlichen Komikern der Wiener Lokalposse, Nestroy und Scholz. Der Rückweg ging im Fluge über München, Nürnberg, Bayreuth, Leipzig. In der Nähe Hamburgs, in Pinneberg, im Hause meines zweiten Bruders Ferdinand, fand ich meine Eltern.

Digitized by Google

Dunkle Wolken. Germanistische Studien.

Den sonnenhellen jugendfrohen Wochen der Reise folgten trübe Herbsttage, drinnen wie draußen. Nach Pinneberg waren die Eltern gegangen, weil mein Vater von dort aus einen Altonaer Arzt zuziehen wollte. Er war schon seit Jahren in zunehmendem Grade leidend, ohne daß die Ärzte sich über die Natur der Krankheit ausgesprochen hätten. Ich fand ihn in erschreckender Weise gealtert. Seine ganze, sonst nie versagende fröhliche Laune war von ihm gewichen. Meine arme Mutter war durch die wohl schon recht schwere Pflege trotz ihres festen kindlichen Gottvertrauens tief herabgestimmt. Man hatte mich während der Reise mit deutlichen Nachrichten hierüber verschont, um mir die Freude nicht zu trüben. Die mir gewordenen Andeutungen hatte ich in meinem sanguinischen Sinn nicht schwer genug gewürdigt. Vor dem Anblick aber, der sich mir jetzt bot, stand ich erschrocken da. Und zugleich trat mir die ganze Bedenklichkeit meines Vorhabens vor Augen, meine noch einmal geänderten Studienpläne mitzuteilen. Ich wußte ja, daß die Eltern kein Verständnis für das haben

Digitized by Google

könnten, was ich nun neues plante, ich wußte, wie ſchwer der liebe Alte ſich und mich mit der Vorſtellung und dem Vorwurf quälen werde, es werde nun überhaupt nichts mehr aus mir werden, indem ich jedes faßbare, praktiſche Ziel aufgäbe und mich in ein brotloſes, heute würde man ſagen: in ein uferloſes Getriebe, hineinwerfen wollte. Ich dachte wohl daran, meine Erklärung bis zu einem günſtigern Augenblick hinauszuſchieben, aber das hätte mich den Eltern gegenüber in eine zweideutige Stellung gebracht, die mir noch unerträglicher ſein mußte. Noch einmal prüfte ich mich allerernſtlichſt, ob ich wieder einlenken könne, aber diesmal wußte ich zu beſtimmt, daß meine Wahl aus meiner innerſten Natur hervorgegangen ſei. So folgten denn traurige Tage! Mein kranker Vater war außer ſich und belud mein Gewiſſen mit ſchweren Vorwürfen; meine Mutter, die in ihrer treuen Mutterliebe niemals an mir irre wurde — auch da nicht, wo ſie mich nicht begreifen konnte — ſuchte nach Kräften zu beruhigen, und die Geſchwiſter beſchwichtigten, wie ſie konnten. Meinem lieben, herzensguten Bruder Ferdinand galt ich von jeher für ein eigenes Kraut, das man ſeine Wege müſſe ziehen laſſen. Genug davon; das Einzelne hat ſich mir auch verwiſcht. Ich blieb bei meinem Beſchluß! Aber mit wie ſchwerem Herzen ich den neuen Weg antrat, mag man ſich wohl denken.

Da es eine Eiſenbahn noch nicht gab, machte ich bei anbrechendem Abend den Weg von Pinneberg zur nächſten Poſtſtation, zwei Meilen etwa, zu Fuß, den kleinen Ranzen auf dem Rücken; mein Bruder geleitete mich über die Felder, bis ich den Weg nicht mehr verfehlen konnte; dann ſchieden wir,

Digitized by Google

und ich schlich einsam weiter, allein mit meinen Gewissensbissen, Sorgen und Unklarheiten. Der Abend des ohnehin dunkeln Tages war hereingebrochen, noch dunkler durch die aus den Marschwiesen aufsteigenden dichten Nebel; dann ging's über Felder, auf Haideflächen, wo alles mich so kahl anstarrte wie mein eigenes Innere. Es waren die schwersten Nachtstunden, die ich bis dahin durchlebt zu haben weiß.

* * *

Das Kieler Leben gestaltete sich für diese letzten Studentenjahre freilich viel anders als das frühere. Fürerst zog ich auch hier wieder mit Adalbert Baudissin zusammen, auch die nächsten der alten Freunde waren wieder zur Stelle: Onkel Joachim von Levetzaus beide Söhne: Wilhelm und Werner, ihr Vetter Ferdinand von Levetzow, der Knooper Graf Roderich Baudissin, diese alten Plöner Genossen und andere. Sie alle, um sich für das übers Jahr stattfindende Staatsexamen vorzubereiten, und darum alle an strenge Arbeit gebunden. Ich selbst benutzte das erste Wintersemester nur dazu, mich in privater Arbeit durch ein allgemeines Literaturstudium für das neue Fach vorzubereiten. Auch in den weiteren Semestern habe ich mit Ausnahme eines einzigen Geschichtskollegs bei Waitz nur Privatissima gehört, um mich ganz auf meine nächste Aufgabe zu konzentrieren, und zwar philosophische bei Friedrich Harms, dem nachmaligen Berliner Philosophen, und über die gesamten germanistischen Disziplinen bei Karl Müllenhoff, im Anschluß an die Arbeiten der Grimms, Lachmanns, Benekes, Wackernagels und Haupts. Müllenhoff war ein ausgezeichneter Lehrer, nicht etwa an-

Digitized by Google

regend im gewöhnlichen Sinne des Wortes, aber von strengem Ernst, scharfsinniger Kritik, ungewöhnlich umfassender Gelehrsamkeit und großen, weitschauenden Gesichtspunkten. Dabei eine grundehrliche, reine und brave Natur, treu seiner Arbeit und treu seinen Freunden. Schroff freilich auch und dadurch höchst unbequem seinen wissenschaftlichen Gegnern, und sobald er gegen sie die Feder ergriff, einer gewissen Berserkerwut nicht Herr, ein echtes Kind seiner dithmarsischen Heimat. Zwischen uns bildete sich in diesen zwei Jahren meines Lehrgangs bei ihm eine herzliche und vertrauensvolle Freundschaft, die bis an sein Ende gehalten hat. Für mich war ein solcher Lehrer mit seiner strengen Methodik, um der Umstände willen, in doppeltem Maße unbezahlbar. Durch vergleichende Grammatik der germanischen Sprachen, Spezialstudien des Gotischen und Altnordischen, des Alt- und Mittelhochdeutschen, durch kritische Lektüre der Hauptdichter des 13. Jahrhunderts wurde der feste Grund für die ganze Disziplin gelegt. Die neuere deutsche Literatur blieb damals von dem Umkreise dieser Studien noch gänzlich ausgeschlossen, selbst das 16. Jahrhundert wurde nur erst in einzelnen Erscheinungen, wie Sebastian Brant, gestreift.

Für unsern kleinen Kreis war von eigentlich studentischem Verkehr keine Rede mehr. Miteinander lebten wir in sehr heiterer Geselligkeit und in bald täglichem Verkehr mit zweien der drei originellen und witzigen Brüder Christiansen; der jüngste war juristischer Privatdozent, bei dem sich meine Kameraden zum Examen vorbereiteten; der ältere war Rechtsanwalt — er ist später leider elend zu Grunde gegangen und war schon damals eine recht wüste

Digitized by Google

Fliege, aber das nahmen wir mit in den Kauf, weil er uns durch seinen unvergleichlichen Humor zu sehr ergötzte. Auch muß ich, um der Wahrheit die Ehre zu geben, eingestehen, daß wir selbst trotz unseres allgemeinen Fleißes die Abendstunden recht gern beim Glase Wein über die Mitternacht ausdehnten. Bedeutender als diese beiden Christiansen war übrigens ihr ältester Bruder Johannes, Pandektist an der Universität, von gleich witzigem Humor wie seine Brüder, aber feinern Wesens und Geistes wie sie und ein geistvoller und origineller, wenn auch im Ausdruck oft bizarrer Vertreter seines Fachs. In seinem Hause gehörte ich zu den gern gesehenen jungen Gästen.

Ich war auch sonst in den Professorenkreisen gleich wieder freundlich aufgenommen. In den Schoß des schon früher erwähnten „Lesekränzchens" führte mich eine von da ausgehende kühne Unternehmung. Mendelssohns „Antigone" beschäftigte alle Gemüter; der Komponist hatte seinem Freunde Droysen eine Abschrift der damals noch nicht im Druck erschienenen Partitur geschenkt; da erweiterte sich der Gedanke, die „Antigone" im Lesekränzchen mit der Musik zu lesen dahin, diese Vorlesung in einen größern Raum zu verlegen, mit größeren Chormitteln auszustatten und zugleich einem weitern Kreise zugänglich zu machen. Sämtliche Rollen sollten von Herren gelesen werden. Da Droysen mich die Eindrücke, welche die Berliner Aufführung auf mich gemacht, hatte schildern hören, man auch wußte, daß ich ein gewisses Studium aus der dramatischen Lektüre gemacht hatte, wurde mir die Antigone zugeteilt. Droysen war mein „geliebtes Schwesterhaupt" Ismene, Professor

Digitized by Google

Behn ein vorzüglicher Kreon, die Chöre hatte Graedener sorgfältig einstudiert. Die Vorlesung machte auf unser Publikum einen so tiefen Eindruck, daß bald von allen Seiten aus der Stadt Bitten um eine Wiederholung in vollständiger Öffentlichkeit kamen, und bei uns selbst stieg das Verlangen, den Flügel durch ein Orchester ersetzt zu sehen. So fand denn wirklich eine zweite Lesung mit vollem Orchester im Theater statt. Wir Lesenden saßen im Frack mit weißer Binde hinter einem langen schmalen Tisch. Auch diesmal wurde das Unternehmen von bestem Erfolg gekrönt; eine feierliche Stimmung kam uns von Anfang an entgegen, und steigende Teilnahme begleitete bis ans Ende den gewaltigen alten Dichter.

Von dieser Zeit an blieb ich ein ständiges Mitglied des Lesekränzchens und dankte ihm schönste Stunden geistigen Genusses und heiterer Geselligkeit. Unter den neuen Mitgliedern des Kränzchens fand ich das liebenswürdige Ehepaar von Madai, dem ich bald besonders nahetrat. Übrigens war noch der alte Stamm des Kränzchens zur Stelle: Droysens, Michaelis', Olshausens, Schercks, Pelts, Behn und Chalybäus'. Auch die sonstigen Gesellschaftskreise zeigten im allgemeinen noch das alte Gesicht.

Im Herbst des Jahres 1844 verließen meine Kameraden die Universität. Schon vorher waren aber meine Eltern nach Kiel gezogen, weil der mehr und mehr leidende Vater in ständiger ärztlicher Nähe sein wollte und mußte. Wir haben bis zuletzt nicht gewußt, daß es sich dabei um ein hoffnungsloses Krebsleiden handelte. Wir faßten immer wieder Hoffnung auf Genesung, auch kamen immer wieder

Digitized by Google

bessere Tage, in denen die alte fröhliche Laune zurückkehrte, auch wohl allerlei Ausflüge gemacht werden konnten. Die Eltern waren in ein Haus am Schloßgarten gezogen. Dahin zog dann auch ich. Über ihnen wohnte die schon genannte Familie von Madai, die bald zu den Eltern in freundschaftlichster Beziehung stand. Je näher der vorläufige Abschluß meiner Studien heranrückte, um so mehr zog ich mich aus allem zerstreuenden Verkehr in die Stille meiner Arbeitsstube zurück. Ich hatte die Freude, meinen Vater über mein Vorhaben und Treiben beruhigter zu sehen; er erkannte, mit welcher Anspannung aller Kräfte ich arbeitete; nur auf das noch zu bestehende Examen war seine ganze Sehnsucht gerichtet, als eine Bürgschaft für seine Hoffnungen. Im Frühjahr 1846 überkam mich mehr und mehr die Angst, es könnte mit meinem Examen zu spät für ihn werden. Ich war mir sehr wohl bewußt, daß ich eigentlich noch große Lücken zu füllen hatte, um mein Doktorexamen vor der Fakultät mit Ehren zu bestehen, aber Müllenhoff, dem ich mein Herz ausschüttete, machte mir Mut. Ich faßte also rasch den Entschluß, meine Doktordissertation zu schreiben und mich zum Examen zu melden, ohne jedoch den Eltern etwas davon zu sagen. Ich fürchtete, die Aufregung könnte dem armen leidenden Vater schaden.

Der Hauptschwerpunkt der germanistischen Studien lag ja damals in der Literatur des 13. Jahrhunderts, und ich hatte mich hier schon seit längerer Zeit im Studium der sogenannten Minnesänger festgesetzt, hatte mich mit besonderm Interesse in Neidharts köstliche Lieder vertieft. Die Untersuchung dieser eigentümlichen Erscheinung innerhalb des

Digitized by Google

Minnesangs stand noch in ihren Anfängen, die Texte lagen uns in von der Hagens großer Ausgabe der „Minnesänger" vor. Wohl wußte Müllenhoff mir zu sagen, daß Haupt sich schon seit lange mit dem Plane einer kritischen Sonderausgabe trage. Einstweilen war es ein noch nicht umgebrochener Acker. Da zog plötzlich eine überraschende Wahrnehmung meinen Blick auf sich: höchst unerwartet trug mir die Wasserburger Reise hier eine schöne Frucht. Eine der wichtigsten Aufgaben, die die überlieferten Lieder der Kritik stellten, bestand darin, aus der Zahl von weit über hundert Dichtungen die echten mit Sicherheit auszuscheiden. Es hatten sich mir bereits verschiedene Kennzeichen dafür ergeben; doch blieb manches noch immer einem leicht trüglichen ästhetischen Gefühl überlassen. Nun hat aber der Dichter die Gewohnheit, seine lustigen Frühlings- und Tanzlieder ganz genau zu lokalisieren; die ältesten aus seiner bayrischen, die anderen aus seiner neuen österreichischen Heimat. Plötzlich fand ich mich in diesen Liedern nach Wasserburg, Pottenbrunn, an die Traisen, ins Tulner Feld versetzt, in den Umkreis meiner Wasserburger Streifereien, in dem mir Orte und Namen wohlbekannt waren. Sofort zeigte sich, daß die Nachahmer diese Manier des Meisters ohne Kenntnis der Lokalitäten nachgemacht hatten, indem sie Ortsnamen beliebig und falsch zusammenwarfen. Dies wichtige Kriterium traf nun mit den anderen glücklich zusammen, und es ließen sich mit seiner Nachhilfe von 137 Liedern 44 als allein echte mit Sicherheit ausscheiden. In wenigen Wochen hatte ich meine Abhandlung für die Doktordissertation und damit meine erste germanistische

Digitized by Google

Arbeit fertig. Über dies Erstlingskind darf ich noch ein Wörtchen hinzufügen, da es mir viel Freude gemacht hat durch die Anerkennung, mit der es mir den Eintritt in meine Laufbahn geöffnet hat. Müllenhoff schickte die Arbeit an Grimms und an Haupt, und dieser ließ mir zu meiner frohen Überraschung sagen, er freue sich sehr, daß ich ihm damit die Mühe einer langen Einleitung in die von ihm vorbereitete Ausgabe des Dichters erspart habe. Meine Auffassung der Neidhartschen Dichtung und meine Kritik, insbesondere auch betreffs der Ausscheidung der echten Lieder, treffe vollständig mit den Ergebnissen seiner Untersuchung überein, er werde meine Arbeit sogleich in seiner „Zeitschrift für deutsches Altertum" abdrucken lassen. Das war wohl ein Urteil des großen Meisters der Kritik, das den jungen Anfänger zuversichtlich und stolz machen konnte. So ist denn auch wirklich meine Arbeit bis heute herab der Ausgangspunkt für alle weitere Forschung über Neidhart geblieben.

Die Tage des unter Klausur abzulegenden schriftlichen Examens waren überstanden. Als ich am Mittag nach dem zweiten Tage von einem Spaziergang nach Hause kam, fand ich meine Eltern in froher und tiefer Erregung. Einer meiner Examinatoren, Professor Ratjen, ein alter Freund des Hauses, der nicht wußte, daß mein Examen den Eltern verschwiegen geblieben war, hatte ihnen vertraulich mitgeteilt, daß, wie meine Abhandlung, so auch meine schriftlichen Arbeiten vortrefflich ausgefallen und der glückliche Ausgang damit bereits besiegelt sei! Der kranke Vater, der längst das Bett nicht mehr verlassen durfte, hatte jetzt nach seiner Empfindung die so lange ersehnte Gewißheit, daß ich

Digitized by Google

wirklich ein glückverheißendes Ziel erreicht habe und schloß mich beglückt in die Arme. Trotz seiner Schmerzen und Leiden zeigte sein Gesicht wieder den alten Ausdruck des Frohsinns, und so blieb er, so oft ich an sein Bett trat, bis ich nach einigen Tagen abends melden konnte, daß nun auch mit dem mündlichen Examen die letzte Stufe erklommen sei. Ich durfte das für alle Zeit wohltuende Gefühl haben, ihm die letzte große Freude seines Lebens bereitet zu haben, als kleinen Dank für seine große Vaterliebe. Unter heiteren Reden schickte er mich fort, um den zu erwartenden Doktorhut mit einigen Freunden zu feiern. Als ich um Mitternacht nach Hause kam, sagte mir der erste Blick, was geschehen sei. Meine Mutter kniete an seinem Bett; ihre Hand haltend, war er still entschlafen. Wie könnte ich schildern, was in dieser Stunde durch meine Seele ging! Und wie anders, als an jenem Abend, an dem ich voll Unruhe und banger Zweifel von Pinneberg in die Nacht hinauswanderte, um den neuen Lebenspfad zu suchen.

* * *

Nach Vaters Tode (26. Mai 1846) blieb ich die nächsten Monate noch in Kiel, um Mutters und meine eigenen Verhältnisse zu ordnen. Um meine Studien einstweilen noch fortzusetzen und zu erweitern, ging ich dann nach Kopenhagen. Nach Beratung mit Müllenhoff, der allmählich aus dem Lehrer der vertraute Freund geworden war, hatte ich beschlossen, innerhalb meiner germanistischen Studien das Altnordische fürs erste zu meiner Spezialprovinz zu machen.

Kurz ehe ich Kiel verließ, war die schleswig-holsteinische

Digitized by Google

Frage durch den sogenannten „Offenen Brief", der sie niedertreten sollte, vielmehr in helle Flammen ausgeschlagen. Ich hatte mich, zumal in den letzten Jahren meines Kieler Aufenthaltes, trotz der Erregung, welche die Gemüter schon damals beherrschte, wenig um die öffentlichen Angelegenheiten gekümmert. Im Sommer 1844 fand in Schleswig jenes Musikfest statt, für welches das Lied „Schleswig-Holstein" geschaffen, und auf dem es zuerst gesungen ward. Auf der Höhe über der Stadt, wo damals das Festzelt aufgeschlagen war, steht heute zum Andenken daran und weithin sichtbar das Peterichsche Denkmal für die beiden Schöpfer des Liedes, Chemnitz und Bellmann. Wie ein Lauffeuer verbreitete das Lied sich über ganz Deutschland als das Schibboleth Schleswig-Holsteins. Ich selbst bin bei jener Gelegenheit nicht auf dem Schleswiger Fest gewesen. Dagegen besuchte ich im Jahre darauf ein Musikfest der Liedertafeln in Itzehoe, das ich hier wegen einer interessanten Begegnung erwähne. Unter den recht zahlreichen Gästen aus Deutschland befand sich Hoffmann von Fallersleben; eben in jener Periode seines erzwungenen Wanderlebens hatte er sich ganz auf die Volksdichtung, besonders die politische, geworfen. Er selbst machte in der Tat den Eindruck eines fahrenden Sängers alter Zeit, dabei ein prächtiger Anblick, der kräftige, breitschultrige Geselle mit dem geistvollen Kopf und den lang herabwallenden Locken. Stets von einer begeistert lauschenden und Beifall jubelnden Menge umringt, sang er seine eigenen und andere Lieder und erzählte zwischendurch lustige Schnurren mit unverwüstlicher guter Laune und unlöschbarem Durst. Ich erlebte dann vor

Digitized by Google

meinem Weggang aus Kiel nur die allererste Erregung, die das Erscheinen des „Offenen Briefes“ hervorrief. Er enthielt bekanntlich die apodiktisch ausgesprochene Behauptung, daß das Herzogtum Schleswig durch das königliche Patent des Jahres 1720 und den damals geleisteten Huldigungseid in das Königreich Dänemark inkorporiert worden und damit der Erbfolge des dänischen Königsgesetzes unterworfen sei; jede weitere öffentliche Diskussion dieser Frage ward untersagt. Daß dies wirklich das Ergebnis der vorausgegangenen Beratungen einer staatsrechtlichen Kommission gewesen sei, welche zu diesem Zweck berufen ward, ist nicht einmal wahr. Das Gutachten dieser Kommission soll von ihrem Sekretär, dem nachmaligen preußischen Staatsminister Bernhard von Bülow, abgefaßt sein, der in jenen Jahren im dänischen Auswärtigen Amte arbeitete. Ihr wissenschaftlich-staatsrechtliches Ergebnis war aber nicht das im „Offenen Brief“ Ausgesprochene, dessen Haltbarkeit neuerdings sogar von dänischer Seite in der scharfsinnigen Arbeit des Professors Erslev aufgegeben worden ist. Der „Offene Brief“ war ein so kecker Schlag ins Gesicht für die Herzogtümer, daß die öffentliche Meinung sich tatsächlich erst sammeln und besinnen mußte, ehe seine Bedeutung ihr zum vollen Bewußtsein und die tiefe und trotzige Entrüstung zum vollen Ausbruch kam. Ich habe damals Kiel verlassen, ehe sich die Überzeugung geltend machte, daß es sich hier um einen völligen Bruch und um eine nicht mehr auszufüllende Kluft handle. Ich habe darum den Dänen während der Zeit bis zum Herbst 1847, die ich jetzt in Kopenhagen verleben sollte, wenn auch mit dem Bewußtsein politischer Gegnerschaft, so doch ohne jedes Ge-

Digitized by Google

fühl persönlicher Feindseligkeit gegenübergestanden. Die deutschen Regierungskreise dort lebten und blieben noch der Hoffnung auf eine alle Teile befriedigende Lösung.

Mein armer Bruder Fritz hatte schon längst seine sehr geliebte und sehr liebenswerte Frau Emilie geb. Dumreicher verloren. Unsere Mutter folgte mir deswegen im Spätherbst nach Kopenhagen, um die Aufsicht über die beiden Enkelsöhnchen zu übernehmen. So lebten wir denn einstweilen, bis zur zweiten Hälfte des Winters, in stiller häuslicher Zurückgezogenheit. Um so mehr konnte ich in Ruhe meine altnordischen Studien beginnen. Ich machte die Bekanntschaft der wissenschaftlichen Autoritäten des Fachs, um mich von ihnen beraten zu lassen. Als Senior lebte noch in hohem Alter Finn Magnussen; unter den führenden Forschern Rafn, unter den jüngeren hatte sich der Isländer Konrad Gislason soeben einen Namen gemacht, den er als einer der gründlichsten Kenner des Altisländischen durch seine späteren Arbeiten bewährt hat. Durch einen dieser Herren wurde mir für meine Studien als sehr kenntnisreicher Lehrer ein isländischer Student der Theologie, Thorarenson, der sich in Kopenhagen soeben auf sein Examen vorbereitete, empfohlen. Er ist dann mein treuer Führer geblieben, bis er im Sommer 1847 in seine nordische Heimat zurückkehrte, wohin ihn die zärtlichste Sehnsucht zog. Die Studien, sowohl der altnordischen Sprache als der Literatur, Altertümer u. s. w. wurden an die Lesung der wichtigsten isländisch-norwegischen Sagas geknüpft. Er war auf allen diesen Gebieten sehr wohl unterrichtet, ein guter Geselle, der sich seine Pfeife bei der Arbeit schmecken ließ, aber von unsagbarer Trockenheit. Nach dem Geist des

Digitized by Google

nordischen Altertums ließ er mich allein suchen. Später habe ich nie wieder von ihm gehört, so wenig wie von meinem isländischen ersten Kindermädchen. Das Isländische sollte nun einmal nur eine Episode in meinem Leben bleiben. Die Edda mußte ich übrigens für mich allein studieren; daran mochte mein guter Thorarenson sich nicht wagen.

Daß ich die wunderbaren Schätze der Kopenhagener Sammlungen, auch die königliche Bibliothek, eifrig benutzte, brauche ich kaum zu bemerken. Auf der Bibliothek, wo ich während längerer Zeit die ganzen Vormittage zubrachte, wurde ich mit großer Zuvorkommenheit behandelt; namentlich in dem zweiten Bibliothekar, Professor Moldenhauer, hatte ich einen unermüdlich freundlichen Gönner. Er hat mir später einmal gestanden, er habe immer die Sorge gehabt, daß ich meine Zeit und Kraft zersplittern werde. Ich konnte es allerdings nicht unterlassen, Dinge der verschiedensten Art, die mir beim Durchsuchen der Kataloge in die Augen fielen, aus ihren Winkeln hervorziehen zu lassen, um sie gelegentlich zu verwerten, geschichtliche, hymnologische, sogar auch schon musikgeschichtliche. Da konnte denn der brave Moldenhauer den roten Faden nicht entdecken, der für mich auch die so verschiedenen Dinge zusammenhielt, und geriet in Sorge, ich ähnele vielleicht einem ständigen Nachbar am Tische der Bibliothek. Es war ein kleiner, schmutziger, alter Jude, der Jahr aus, Jahr ein an diesem, seinem Platz saß und, von hebräisch-talmudischen Studien ausgehend, die wundersamste Olla potrida von Exzerpten zusammenbraute. Zu meiner Zeit war er mit der Erfindung einer eisernen Rüstung beschäftigt, durch die keine Kugel durchdringen sollte;

Digitized by Google

wenn den Träger eine Bombe umwarf, stand er eben wieder auf! Beim Herausgehen aus der Bibliothek setzte er mir auseinander: Der eigentliche große, Gott gefällige Zweck dieser merkwürdigen Erfindung sei der, die ganzen Kriege mit ihrem Blutvergießen aus der Welt zu verbannen. Der arme kleine Kauz war natürlich geistig gestört, aber er fühlte sich glücklich und hochgehoben in der Erfüllung seiner Mission, bei der er eine übermäßige Portion von Schnupftabak konsumierte. Das dabei unentbehrliche rotbaumwollene Schnupftuch lag immer auf dem Tisch als Bollwerk zwischen unseren Papieren. Mir ist auf meinem weitern Lebensgange durch die Regionen der gelehrten Arbeit hier und da mein kleiner selbstzufriedener Jude wieder eingefallen!

Als ich mich weit genug gefördert fühlte, um es auf eine eigene altnordische Arbeit zuzustellen, entschloß ich mich zu einer Herausgabe der sogenannten Wiltina-Saga oder, wie sie später getauft ist: der Saga Dietrichs von Bern. Es fehlte noch an einer Ausgabe dieser, auch für die deutsche Sagenforschung so höchst wichtigen, epischen Erzählung, und ich knüpfte damit ein natürliches Band zwischen meinen altnordischen und altdeutschen Studien. So hat denn auch mir selbst diese Arbeit zu reicher Belehrung gedient, obgleich ich sie nicht zu Ende führen konnte, weil ich Kopenhagen verlassen mußte, ehe die höchst weitläufigen kritischen Vorarbeiten sich beendigen ließen. Mein späterer Lebensgang gestattete nicht, darauf zurückzukommen, und eine Ausgabe des Werkes ist inzwischen längst von anderer Hand erschienen.

In künstlerischer Beziehung hat mir diese Zeit in

Digitized by Google

Kopenhagen eine Reihe großer Genüsse gebracht. Das dänische Theater stand noch auf einem Höhepunkt künstlerischer Entwicklung und hatte dabei in höchst interessanter Weise den ihm durch seinen Schöpfer, Holberg, eingeprägten Charakter unter allen Fortbildungen und Umwandlungen des Stils treu gewahrt. Selbst der alte Stil der Darstellung war für Holbergs eigene Stücke vollkommen beibehalten, so gut wie dies im Theatre français in Paris mit der Molièreschen Komödie der Fall ist. Nur wer Holbergs Lustspiele in solcher Darstellung gesehen hat, empfindet ganz die Wirkung ihres kostbaren, wenn auch oft sehr derben Humors und ihre wunderbare komische Charakterzeichnung. Selbst die sich scheinbar etwas maskenhaft oder typisch wiederholenden Nebengestalten des Liebhabers und seiner Liebsten, des biedern Onkels oder Nachbars u. s. w. bekommen durch die altüberlieferte Darstellung Lebenskraft und Wärme, so daß sie einen belebten Hintergrund für die Hauptfiguren bilden. Die einen wie die anderen haben sich in Maske und Ausprägung seit des Dichters Zeit von Darsteller auf Darsteller fortgeerbt, nun bald durch zwei Jahrhunderte. Jedem Kopenhagener ist sein Jakob von Tybo, oder Jeppe vom Berge, sein witziger Figaro-Hendrik oder die übermütige Pernille eine ebenso vertraute und leibhaftige Gestalt, wie irgend eine der Statuen auf den Plätzen der Hauptstadt. Diese Holbergsche Komödie, deren Hauptstücke stets zu dem Repertoire des königlichen Theaters gehören, haben entschieden auf die Bevölkerung einen sehr tiefen Einfluß geübt. Sie sind von Haus aus, echteste Kinder des dänischen Nationalgeistes. Er prägt sich in der

Digitized by Google

eigentümlichen Art ihres Humors und Witzes auf das bestimmteste in seiner Eigenart aus, und eben darum übertragen ihn diese Darstellungen wieder auf die jüngeren Generationen. Auch die Kopenhagener Damenwelt, von klein auf daran gewöhnt, sich an seinem lustigen, wohl überderben, aber nicht frivolen Scherz harmlos zu ergötzen, nimmt unbewußt dabei sein Wesen in sich selbst auf. In Deutschland sind die prächtigsten der Holbergschen Komödien gleich nach ihrem Entstehen viel gespielt worden, aber in einer jetzt ungenießbaren plumpen Übersetzung. Dann wollte Kotzebue sie in seiner Weise neu beleben. Der wahre Geist des großen Dichters blieb ihm aber unverstanden; er erniedrigte dessen wundervolle Charakterzeichnungen zu albernen possenhaften Fratzen. Gleichwohl hat man sich auch an diesen Mißgestalten, z. B. an Kotzebues „politischem Kannegießer" oder „Don Ranudo di Colibrados" noch bis in die zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts auch bei uns ergötzt; dann aber ist leider Holberg für uns verschollen. Es wäre ein großes Verdienst, wenn ein einsichtiger Regisseur, der einstweilen schon gelernt hat, daß Molière ein großer Komödiendichter und kein Possenschreiber ist, den Holberg als Seitenstück dazu zu erfassen und in neuem deutschen Gewand auf die Bühne zu bringen wüßte.

Daß auf dem Gebiet der großen Tragödie ein nationaler dänischer Dichter von gleichem Einfluß aufgetreten wäre, wie ihn Holberg für das Lustspiel gehabt hat, kann man nicht sagen, auch nicht von Öhlenschläger. Die meisten seiner Tragödien sind, wenn der Anschein nicht täuscht, heute schon

Digitized by Google

dem unerbittlichen Gesetz der Zeit verfallen. Wahrhaft tragische Größe zu erreichen, gelang ihm eigentlich nur da, wo ihm durch den altnordischen Stoff zugleich das nationale Element zu Hilfe kam. So vor allem im Hakon Jarl, Palnatoke, auch in der Liebestragödie Axel und Valborg. Schule hat er trotzdem auch hiermit nicht gemacht; das neue nordische Trauerspiel, von Norwegen ausgehend, wandelt seine eigenen, ganz anderen Bahnen. Gesehen habe ich Öhlenschläger noch bei meinen früheren Besuchen in Kopenhagen, gekannt jedoch nicht. Die sitzende Statue, welche ihm Kopenhagen stiftete, und die sich jetzt neben dem ebenfalls sitzenden Holberg vor dem Eingang des königlichen Schauspielhauses befindet, gibt in nicht eben glücklicher Weise das manchmal an Süßlichkeit und Gemächlichkeit streifende Wesen seines Charakters wieder, während der schöne Kopf auch hier zur Geltung kommt. Viel erfreulicher wirkt die Statue Holbergs, ein prächtiges ausdrucksvolles Werk.

Ich tat des großen Einflusses Erwähnung, den Holbergs Dichtung im Laufe der zwei Jahrhunderte auf das Publikum ausgeübt hat. Viel größer noch ist sein Einfluß auf die Spielweise des dänischen Theaters und auf die Erziehung der Schauspieler gewesen. Durch die Art, wie seine Komödien sich von einer Generation auf die andere fortererbten, entwickelte sich in ihrer Darstellung ein fest ausgeprägter Stil und eine geradezu vollendete Einheitlichkeit in seiner Durchführung. Dadurch wieder entstand in den darstellenden Künstlern selbst ein sicheres Stilgefühl, was sich nun von selbst auch auf andere Gattungen des Schauspiels übertrug. Ich muß aber daran erinnern, daß ich

Digitized by Google

hier immer nur von den Jahren 1846 und 1847 spreche; ob es heute noch so ist, weiß ich nicht und bezweifle es fast. Denn merkwürdigerweise ist auch hierin, wie ich höre, durch die Umwälzungen der Periode seit 1848 eine tief eingreifende, den alten Traditionen wenig günstige Wandlung eingetreten. Man hört wohl sagen, dies beruhe hauptsächlich darauf, daß die Koryphäen der alten Periode allmählich dahingestorben seien, so der Heldenspieler Ryge, der in der Tat gewaltige Tragöde Nielsen und seine Frau, Michael Wiehe, der tragische wie heitere Liebhaber von unvergleichlich künstlerischer Tiefe und Schönheit, Frau Heiberg, die Unsterbliche! die Charakterspieler und Komiker: Rosenkilde, Pfister und Foersom; neben ihnen die entzückende Frau Pfister und Rosenkildes Tochter Frau Södreng, die köstliche Alte, und wer ihrer mehr waren. Nicht aber, weil diese Sterne erloschen, sondern weil die nun eintretende neue Periode ihres gleichen nicht hervorzubringen und zu erziehen vermochte, darum ist es anders geworden!

Ich muß eines merkwürdigen, von Holberg herstammenden Theatergesetzes gedenken: unter die königlichen Schauspieler durfte niemand aufgenommen werden, der nicht Universitätsstudien gemacht und, wenn ich nicht irre, das erste Examen, das sogenannte artium, hinter sich hatte. Dieses eigentümliche Gesetz, gegen das sich ja freilich manches Bedenken erheben läßt, hatte jedenfalls den außerordentlich großen Vorzug, daß es dem Korps der Schauspieler einen gewissen Grad feinerer Geisteskultur und auch gesellschaftlichen Schliffs von vorn herein sicherte. 1847 stand es noch in Kraft; seitdem ist es meines Wissens gefallen.

Digitized by Google

Wenn man sich den Umstand vor Augen hält, daß in der Holbergschen gerade wie in der Molièreschen Komödie meistens nur ein oder ein paar originell ausgeprägte Charaktere als die Träger der Handlung im Vordergrunde stehen, umgeben von oft recht zahlreichen Personen, welche mehr oder minder indifferent aussehen, so könnte man denken, es müßte sich daraus die Gefahr des Virtuosenspiels ergeben haben. Ganz das Gegenteil war aber in Wirklichkeit der Fall, wie schon angedeutet; denn eine vollkommenere Ausgleichung, die von der größten bis zu der kleinsten Rolle einer Komödie reichte, konnte man sich nicht denken. Die größten Künstler, auch wo sie sich in übermütigster Laune gehen ließen, hielten sich doch strenge sowohl innerhalb der Grenzen dessen, was ihnen die Psychologie des dargestellten Charakters vorschrieb, als innerhalb des Gesamtbildes, in dem sie sich nur als die am hellsten beleuchtete Figur betrachteten. Darum geschah es denn auch nicht selten, daß die vornehmsten Damen und Herren des Schauspielerpersonals es sich zur Ehre und zum Vergnügen anrechneten, in kleinen Nebenrollen mitzuwirken. Ja, Frau Heiberg leistete einmal in einer solchen Episodenrolle ein in Wahrheit virtuoses Stückchen, aber nicht als Virtuosin, sondern weil sie erkannte und nicht ertragen konnte, daß durch die herkömmlich gewordene verblaßte Darstellung die launige Absicht des alten Dichters verfehlt wurde. In Holbergs „Wochenstube" erscheint unter den schwatzenden, lästernden und lärmenden Frau Nachbarinnen, die die arme Wöchnerin fast zu Tode quälen, eine ängstliche, schüchterne, junge Person, welche vor lauter Befangenheit kein Wort hervor-

Digitized by Google

bringen kann. Nachdem sie unter vergeblichen Ansätzen ihre Glückwünsche auszusprechen, ihre Besuchszeit abgesessen hat, empfiehlt sie sich so wortlos, wie sie kam. In die Türe ruft die Wöchnerin ihr freundlich nach: „Schönen Dank für gute Unterhaltung!“ Die Szene pflegte fast unbemerkt vorüberzugehen; da bat Frau Heiberg, sie die kleine Rolle einmal spielen zu lassen, zum Erstaunen, ja zum Verdruß ihrer Kollegen! Das Publikum war nicht minder erstaunt: ihr Name auf dem Zettel hatte das ganze Haus gefüllt. Als sie auf die Bühne hinaustreten sollte, gewahrte sie, daß ihre Kollegen vom Theater in allen Kulissen standen, neugierig gespannt, was sie denn machen wolle. Die so sattelfeste, große Künstlerin, die das Geschichtchen in ihren Lebenserinnerungen selbst erzählt, ward in der Tat unsicher und befangen; jetzt aber war kein Rückzug mehr möglich. So spielte sie denn ihre stumme Partie so überwältigend wahr und komisch, daß nach wenig Augenblicken das ganze Haus sich vor Lachen ausschütten wollte und bei ihrem Abgang dem dankenden Wort der Wöchnerin der Jubel der Zuschauer und der Kollegen hinter den Kulissen sich anschloß. So hatte sie diese kleine, stumme Rolle nun für immer zu einem Kabinettsstück umgeschaffen.

Die dänische Oper stand an Güte in gar keinem Vergleich zum Schauspiel; auch war ihr die Teilnahme des Publikums, namentlich des Hofes und der vornehmen Gesellschaft, durch die in höchster Blüte stehende Leidenschaft für die italienische Oper entzogen. Es spielte während des Winters eine italienische Truppe im kleinern königlichen Theater, zwar nicht ersten Ranges, aber doch in den Haupt-

Digitized by Google

partien gut besetzt. Noch behauptete Bellini mit „Norma", „Romeo" und „Nachtwandlerin" seinen Platz in der schwärmenden Bewunderung der Menschen; Donizetti erschien, vor allem mit „Lucia" und „Lucrezia", doch schon als der Farbenreichere und Modernere; Verdis Ruhm stieg soeben erst empor; über Italien hinaus verbreitete er sich zuerst 1846 durch den „Nebucadnezar". In Kopenhagen stand 1847 sein „Ernani" im Zenit der allgemeinen Begeisterung. Die genannten Opern bildeten, soviel ich mich erinnere, den Hauptteil des Programms jener italienischen Truppe. Ihr erster Tenor wurde mein guter Freund. Er sang sehr häufig in den Soireen der vornehmen Gesellschaft und ich begleitete ihn vielfach dabei; so wurde ich willig oder nicht in die Ernani-Schwärmerei mit hineingerissen.

Meine Musik verschaffte mir aber noch manche andere erfreuliche und interessante Bekanntschaften; auch den belgischen Geiger Léonard, der in Kopenhagen konzertierte, durfte ich in Gesellschaft des öftern begleiten. An Tiefe und Größe des Spiels zwar mit Ernst nicht zu vergleichen, fesselte er doch durch die große Sauberkeit und Anmut seines Spiels und die Süßigkeit seines Tons.

Tiefern Eindruck hinterließ mir eine andre musikalische Bekanntschaft, die Sigismund Thalbergs. Er hielt sich wochenlang in Kopenhagen auf und ich hatte ihn gleich anfangs im Hause des Oberhofmarschalls, meines Onkels Levetzau, kennen gelernt; er war ein Mann des Salons und der großen Welt, dabei von liebenswürdiger Bescheidenheit und vollendeter Einfachheit des Wesens. Eines Morgens — — ich muß aber hier ein Wörtchen über das Haus Tutein

Digitized by Google

einschalten, welches inzwischen der Mittelpunkt meiner Existenz in Kopenhagen geworden war. Welcher Magnet mich hier gefesselt hatte, das erzähle ich später. Aber fast muß ich sagen: es waren der Magnete zwei; der eine war die liebenswürdige Frau des Hauses, eine Klavierspielerin allerersten Ranges, durch ihren Vater italienischen Geblüts; dieser ihr Vater, Siboni, war in jungen Jahren und noch zur Zeit ihrer Kindheit erster Tenor an den italienischen Opern in Wien, London u. s. w. Nach Kopenhagen wurde er als Leiter einer Theater-Musikschule berufen, die er selbst erst schaffen mußte; so war also Frau Tutein mitten im Kunstleben herangewachsen zur Künstlerin und blieb es, obwohl äußerlich nur als Dilettantin, bis an ihr Ende. Das Tuteinsche Haus war ein Sammelpunkt der feinsten Kopenhagener Gesellschaft und vor allem der musikalischen Welt. Also: Eines Morgens, als ich mit Thalberg beim Frühstück zusammentraf, sagte ich ihm scherzend, eine Dame habe mich beauftragt, ihm mitzuteilen, sie sei gar nicht gewohnt, daß große Künstler sich in Kopenhagen aufhielten, ohne sich um sie zu kümmern. Als ich sie nannte, sagte er, er habe sie ja besuchen wollen, habe sogar einen Empfehlungsbrief der Gräfin Baudissin in Dresden an sie. „Ich gehe gerade hin", sagte ich, „kommen Sie nur gleich mit, Thalberg braucht keinen Empfehlungsbrief." Wir fanden Frau Tutein im Salon und Thalberg wurde natürlich auf das liebenswürdigste empfangen. Unter der lebhaften Konversation, die sich entspann, streifte sein Blick den Flügel. „Ein neuer Erard! ich habe ihn eben aus Paris bekommen", sagte Frau Tutein, die vor Ungeduld brannte, den Künstler zu

Digitized by Google

hören, der bis dahin in Kopenhagen noch nicht öffentlich gespielt hatte. Thalberg, der sie wohl verstand, erwiderte, um höflich abzulenken: „Wollen Sie mich den Flügel nicht einmal hören lassen?“ — „Gern!“ sagte die lebhafte, energische Frau und setzte sich zum Spielen. Kaum ließ sie die Finger in einigen Passagen über die Tasten gleiten, als Thalberg sich im Lehnstuhl hob. Als sie dann mit energischen Akkorden das Webersche Konzertstück begann, wandte er sich zu mir: „Ja so! Wir sind bei einer Künstlerin! Das ändert die Situation.“ Seitdem war er, so lange er in Kopenhagen blieb, der liebenswürdigste und mit seiner Kunst freigebigste Besucher des Hauses. So habe ich das Glück gehabt, neben den großen Paradestücken seiner Konzerte, die er niemals im häuslichen Verkehr spielte, besonders hier, aber auch sonst im freundschaftlichen Verkehr die wunderbare, ja zauberhafte Schönheit seines Spiels und seines Tons im intimen Vortrag zu genießen. Dieser Genuß war ohne Zweifel der ungleich größere. Es tut mir wahrhaft leid, dem liebenswerten Künstler später nie wieder begegnet zu sein.

Im Tuteinschen Hause machte ich auch zuerst die Bekanntschaft eines Mannes, der vor allen der Erinnerung wert ist, den ich auch im spätern Leben noch öfters wiedergesehen habe, immer mit besonderm Vergnügen, denn er zählt zu den originellsten Erscheinungen, denen ich überhaupt begegnet bin. Es war der Märchendichter Andersen. Er las bei Tuteins eines Vormittags einen Abschnitt aus seinem noch nicht beendeten Roman: „Die beiden Baronessen“ vor. Was er las, war, die Wahrheit zu sagen, wie dieser ganze

Digitized by Google

Roman, ziemlich unbedeutend, aber dem Vorleser zuzuhören blieb trotzdem höchst anziehend. Seine ganze Originalität kam freilich erst zum Ausdruck, wenn man ihn seine Märchen erzählen hörte, wobei er das Buch auf dem Knie zu halten pflegte. Er war von ungewöhnlicher Häßlichkeit; eine lange, schlottrige Gestalt. Die Kunst des Schneiders vermochte nicht die angeborne Manierlosigkeit seines Körpers zu verbergen; der Kopf wackelte in beständiger Beweglichkeit, auch die langgezogenen Gesichtszüge waren unschön, trotzdem leuchtete aus Mienen und Augen ebensoviel Geist wie kindliche Güte und Liebenswürdigkeit. In der Tat bildeten Kindlichkeit und Herzensgüte die Grundzüge seines Wesens, und auch die maßlose Eitelkeit, die ja in Europa berühmt war, war von so kindlich naiver Art, daß man nur darüber lachen konnte. Er sah mich eines Morgens am andern Ende eines Frühstücks- und Zeitungslokals sitzen. Mit einer deutschen Zeitung in der Hand stürzte er durch den langen Saal auf mich zu und sagte strahlend vergnügt: „Lesen Sie mal! Jetzt nennen sie mich auch in Deutschland den berühmten Andersen!" Ich erfreute ihn noch mehr durch meine Antwort, daß ich das nicht erst zu lesen brauchte, daß ihn vielmehr in Deutschland alle großen und kleinen Kinder liebten und bewunderten.

Ich erinnere mich gelesen oder gehört zu haben, daß einer der Grimms ihn schwer gekränkt habe durch die Bemerkung, er wisse nicht, daß Andersen Märchen herausgegeben habe. Dabei liegt jedenfalls nur ein Mißverständnis oder, was mir wahrscheinlicher ist, falls es sich um Wilhelm Grimm handelt, eine Neckerei zu Grunde. Das

Digitized by Google

dänische Wort für Andersens kleine Erzählungen dieser Gattung ist: „Eventyr“, worunter geradeso wie im Altdeutschen mit dem gleichen Worte: „Aventiure“ ganz allgemein kleine Erzählungen verstanden werden; gleichviel, ob alt überlieferte oder frei gebildete. Da aber Andersen diesen reizenden, von ihm meistens frei geschaffenen Poesien die Form und Art des Kindermärchens gegeben hat, so blieb ihnen in der deutschen Übersetzung der Name des Märchens. Für die Grimms fehlte aber den Andersenschen Erzählungen das wichtigste Kennzeichen eines wirklichen Märchens überhaupt in ihrem Sinn: die mit möglichster Treue wiedergegebene, aus dem Volke selbst geschöpfte Überlieferung.

Wenn Andersen seine Märchen selbst erzählte, saß oder hockte er vor seinen Hörern, als ob er eine Schar von Kindern vor sich hätte, und ganz so erzählte er auch — eine männliche Märchenfrau! Mit unvergleichlichem Humor charakterisierte er alle die Helden seiner Erzählungen: den standhaften Zinnsoldaten mit der kleinen Tänzerin, die Stopfnadel, den Stiefelknecht, das häßliche Entchen, und es lag ein poetischer Hauch tiefen Gemüts über dem Ganzen. Dieser sein Vortrag war ein ebenso großes Kunstwerk wie seine Märchen selbst. Man mußte ihn aber dänisch erzählen hören; geschah es auf deutsch, so störte seine zu geringe Kenntnis des Deutschen. Andere Sprachen kannte und sprach er noch weniger. Einst in England ward er mit Dickens bekannt gemacht. Jeder von ihnen fühlte das Bedürfnis, dem Andern seine Bewunderung zu versichern. Zunächst fielen sie sich zu diesem Zweck um den Hals. Dickens, der natürlich kein dänisches Wort kannte, sagte: „The little

Digitized by Google

mermaid! I love you!“ — Anderſen erwiderte: „The cricket on the hearth! I love you!“ — Damit war auch ſein engliſcher Vorrat erſchöpft. Sich auf Reiſen in der Fremde als berühmten Dichter gefeiert zu ſehen, war ihm immer eine beſondere Freude; an ſich ganz ſelbſtverſtändlich, nur daß es bei ihm ein Reiſebedürfnis war. Auf die Frage, ob er das ſchöne Spanien nie beſucht habe, antwortete er nachmals meiner Frau einmal: „Ach nein, da mag ich nicht reiſen, da kennt mich niemand.“ Als er im Sterben lag, freute er ſich an der Vorſtellung, wie glänzend und groß das Gefolge bei ſeinem Leichenbegängnis ſein würde und meinte, er möchte wohl ein kleines Guckfenſterchen im Sargdeckel haben, um ſehen zu können, wer Alles hinter ihm herginge. Er ſelbſt, ein rechter Märchenprinz! mit der Naivität des Kindes, über die man nur von Herzen lachen konnte; eine reine Seele, ſo voll Güte und Liebe und Harmloſigkeit, daß man ihm nie hätte zürnen können. Seine Romane, ſeine dramatiſchen Arbeiten — einen kleinen dramatiſchen Scherz ſah ich auf der königlichen Bühne aufführen — ſind unbedeutend und wohl ſchon vergeſſen. Seine Märchen aber gehören heute der Weltliteratur an.

* * *

In der zweiten Hälfte des Winters 1846—47, nachdem ich angefangen hatte, die Trauer abzulegen, habe ich an der großen Geſelligkeit teilgenommen. Durch den Oheim Oberhofmarſchall wurde ich bei Hofe und in den großen Kreis, wie er unter Chriſtian VIII. die Hofgeſellſchaft bildete, eingeführt. Es ſchloſſen ſich hier die Kreiſe der Diplomatie,

Digitized by Google

die Spitzen der dänischen und deutschen Behörden, des dänischen Adels und der städtischen Honoratiorenkreise zu einer höchst eleganten und belebten Geselligkeit zusammen. Der König legte großen Wert auf die feine Ausstattung der Gesellschaft bei Hofe und hatte in Levetzau, der auch persönlich der Typus eines eleganten, liebenswürdigen und vornehmen Mannes war, den denkbar besten Interpreten seiner Wünsche. Die übrige große Gesellschaft schloß sich diesem feinen Tone unwillkürlich an. Auch an allerlei geistigen Anregungen und Unternehmungen fehlte es nicht. Namentlich im Hause des alten Landgrafen Wilhelm von Hessen, der mit einer Schwester Christians VIII. vermählt war — dem Vater der letztverstorbenen Königin von Dänemark —, unterhielt man sich gern mit Theaterspiel, poetischer Lektüre, Tableaux u. s. w. Daß ich in diesem vornehmen und bunten Kreis bald ein freundlich aufgenommener Gast war, danke ich nicht zuletzt dem Umstand, daß ich zu allen dergleichen Dingen und namentlich auch durch meine Musik gut zu gebrauchen war. Sogar zu dem engsten Teezirkel der schönen und gütigen Königin Caroline Amalie, einer Schwester des Herzogs von Augustenburg, wurde ich einige Male befohlen. König Christian VIII. sprach bei solchen Gelegenheiten immer äußerlich freundlich einige Worte mit mir. Sein kaltes Auge behielt aber dabei einen ich möchte sagen, lauernden Ausdruck. Er wußte wohl um meine, zu jener Zeit allerdings noch harmlose schleswig-holsteinische Gesinnung, denn er war in solchen Personalien sehr genau informiert. Bald nach dem Erscheinen des offenen Briefes fand in Neumünster eine aus allen Teilen der Herzogtümer besuchte

Digitized by Google

Versammlung statt, welche eine die Landesrechte wahrende Adresse an den König erließ. Die sehr lange Namensliste der Unterzeichner lag im Kabinett des Königs und mußte jedesmal, wenn es sich um eine Beförderung oder die Bewilligung eines Gesuches handelte, auf den betreffenden Namen hin durchgesehen werden. Fand er sich darin, so war es mit Beförderung und Gesuch vorbei. In vielen anderen Häusern, dänischen wie deutschen, war ich mit großer Freundlichkeit aufgenommen. Denn auch hier gab man sich im allgemeinen noch der Hoffnung hin, der Konflikt werde sich ohne Katastrophe auf friedlichem Wege lösen lassen, und niemand ahnte, wie nahe diese Katastrophe vor der Türe stand!

Digitized by Google

Sonnenschein.

Nicht lange nach der Ankunft in Kopenhagen ward ich mit meinem Bruder zur Familie Tutein zu Tische geladen. Sie wohnte während des Sommers in der schön gelegenen Villa Tolvkanten am „Strandweg", der von der Stadt nach dem Tiergarten führt. Ich habe ja des gastfreien und allbeliebten Hauses schon verschiedentlich Erwähnung gethan. Die Tuteins entstammen einer französischen Hugenottenfamilie; der Stammvater des Kopenhagener Zweiges kam im 18. Jahrhundert als Industrieller dahin. Der Hausherr in Tolvkanten war Großkaufmann, Fabrikbesitzer und, bis 1848, preußischer Konsul. Neben ihm und der in Forli in der Romagna geborenen Gattin, von deren Meisterschaft auf dem Klavier ich erzählt habe, bestand die Familie aus zwei Söhnen und vier Töchtern, deren dritte leider schon 1848 starb.

Gleich unter den ersten Begrüßungen blieb ich im Gespräche mit der ältesten Tochter stehen. Das war nun kein Wunder; denn die Neunzehnjährige im duftigen Sommergewand war von bezaubernder Schönheit; übrigens kannten wir uns auch schon von früher. Zufällig standen wir unter

Digitized by Google

einem Bildchen der schwedischen Nachtigall Jenny Lind, die eben damals alle Welt mit ihrem Ruhm erfüllte. Ich hatte sie in Hamburg in Donizettis „Regimentstochter", einer ihrer Glanzrollen, gehört; in Kopenhagen hatte sie sich länger aufgehalten und auch das Haus Tutein besucht. So wandte sich das Gespräch auf sie und meine schöne, junge Partnerin erging sich in begeistertem Lob der Sängerin und ihrer hohen Kunst. Ich fühlte mich eigentümlich angezogen, indem ich ihr zuhörte. Aus den tiefen, braunen Augen leuchtete mir feurige Begeisterung für das Große entgegen, zugleich aber auch eine Güte und Seelenreinheit, die mich viel tiefer berührte, als ich mir dessen in jenen flüchtigen Augenblicken bewußt war. Erst nach Wochen, während deren wir uns nicht gesehen hatten, ward mir, als ich sie bei einem Besuche nicht fand, durch diese Enttäuschung klar, daß hier ein besonderes Fädchen zog. Und immer wieder stand mir unser Gespräch vor Jenny Linds Bild vor der Seele: die liebliche Gestalt, die braunen Augen mit ihrem begeisterten Leuchten, der Ausdruck von Klugheit und Güte. Trotzdem setzte der Winter den flüchtigen Eindruck doch auf seine Stärke und Verläßlichkeit hin auf die Probe. Fast sahen wir uns nicht. Das arme „Fräulein Tutein" hatte im Herbst das Mißgeschick, sich durch einen leider sehr lange nachwirkenden Stoß so schwer am Knie zu verletzen, daß sie monatelang liegen mußte. Zu Anfang 1847 verreiste sie nach Schweden; auch starb ihre Großmutter. Durch all diese Zwischenfälle war ihr der Verkehr außer dem Hause und jede Teilnahme an der höchst bewegten Geselligkeit, in der ich mich mittlerweile umhertrieb, abgeschnitten. Vor der

Digitized by Google

Reise nach Schweden sah ich sie wohl hie und da, aber ohne daß wir uns in freierer Weise hätten nähern können, zumal weil ich mir selbst noch nicht einmal gestehen wollte, was mein Herz so im Innersten bewegte. Erst als sie abgereist war, da wußte ich es, und sobald ich von ihrer Rückkehr gehört hatte, war ich auch schon dort. Das konnte harmlos geschehen, da ich ein stets willkommener Besucher im Hause war. Zu gerne hätte ich ihr eine kleine Aufregung bei meinem Erscheinen angemerkt; aber sie begrüßte mich nur mit unbefangenster Freude des Wiedersehens. In dem geraden und feinen Sinn regte sich auch nicht die leiseste Spur von mädchenhafter Koketterie. Als ich ihr einige Tage darauf ein Liebesliedchen vorlas, welches ich morgens in meinem Herzensdrang zu tage gefördert hatte, fand sie es zwar allerliebst, wollte mir aber den Gefallen nicht tun, auch nur durch einiges Erröten merken zu lassen, daß sie es auf sich deute. Es war zum Verzweifeln! ich hätte ihr ebensogut ein Liebeslied von Walther von der Vogelweide vorlesen können! Und doch war, wenn auch nur halb bewußt, hinter diesem vollendet ruhigen Äußern auch ihr liebes Herz in unruhiger Bewegung.

Mein Bruder hatte Kopenhagen schon im Januar verlassen; er war auf seinen Wunsch als Oberbeamter nach Schleswig versetzt. Jetzt, anfangs April, folgte ihm auch unsere Mutter mit seinen Kindern dahin nach. Ich blieb allein mit meiner Ruhlosigkeit. Da hielt es mich nicht länger. Ich suchte sie mit Erlaubnis der Mutter in ihrem Zimmer auf und bat sie mit schlichtem Wort um Herz und Hand. Aus den geliebten Augen traf mich ein tiefer Blick von

Digitized by Google

Freude und Liebe und mit einem festen und treuherzigen „Ja!" legte sie ihre Hand in meine. — Es war am Sonntag Quasimodogeniti und „als die jetzt gebornen Kindlein" (1. Petri 2, 2) fanden wir uns plötzlich auf der Schwelle eines neuen Lebens — fürerst glückselige Kinder, für ein langes Leben ein gottgesegnetes Paar.

Das so rasch geschmiedete Eisen sollte dann freilich noch durch viele und ernste Prüfungen zu klingendem Stahl gehärtet werden, ehe wir uns ganz gehörten; mit kleinen fing es an und schwerere folgten nach. Wohl mochten wir der Worte gedenken, die ich einst im „Sommernachtstraum" meiner Hermia zu sagen hatte:

Weh mir! nach allem, was ich jemals las,
Was ich je hört' in Sagen und Geschichten,
Kann nie der Strom der treuen Liebe sanft! ...
Und war auch Sympathie in ihrer Wahl,
So stürmte Krieg, Tod, Krankheit auf sie ein,
Und macht' ihr Glück gleich einem Schalle flüchtig!

Mit Krankheit fing's an: bald nach der Verlobung ward Louise vom Scharlach befallen. Wieder genesen, mußte sie mit den Eltern eine Reise in die österreichischen Bäder machen. So blieben uns dann, bis ich Kopenhagen verließ, nur noch einige Sommerwochen des Zusammenseins nach. Das freilich waren Wochen des goldigsten Sonnenscheins, wenn es auch nicht an moralischen Fliegen und Mücken fehlte, die uns die Ruhe unter blauem Himmel und grünen Bäumen mißgönnten und störten. Dann zog ich über die Ostsee wieder zurück, um den Weg zu suchen für mein neues Leben; jetzt hatte es mir neuen und höhern Wert.

Digitized by Google

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Digitized by Google

14 DAY USE

RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

28Aug'58	
REC'D LD	
JUL 8 1959	
6Feb'63RA	
REC'D LD	
JAN 26 1963	

LD 21A–50m-8,'57
(C8481s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

M330409

Digitized by Google